

Zeit & Schrift

25. Jahrgang

6 · 2022



*Die Magd
des Herrn*
*Geschenke
von Gott*

Gastkommentar

- 3** **Weihnachten nicht ohne Jesus**
Michael Kotsch

Bibelstudium

- 4** **Die Magd des Herrn**
Horst von der Heyden

- 13** **Folge du mir nach!**
Hanswalter Gieseke

- 14** **Jakob am Lagerfeuer**
Thorsten Brinkmann

Bibel im Alltag

- 16** **Geschenke von Gott**
Peter Schmitz

Lebensfragen

- 20** **Unsere Gesundheit (4)**
Wolfgang Vreemann

Geschichte

- 26** **Kritisches zum Fall Galilei**
Jochen Klein

Vor-Gelesen

- 30** **John F. Parkinson: Gott ist wahrhaftig**
Henrik Mohn

- 31** **Markus Wäsch: Tage für die Ewigkeit**
Horst von der Heyden

- 32** **Matthias Hilbert: Unvergessene ... Glaubensboten**
Hartmut Wahl

- 34** **Rebecca McLaughlin: Weihnachten – unglaublich?**
Daniel Facius / Berthold Schwarz (Hrsg.): #Go(o)d News 3
Jochen Klein

Die Rückseite

- 36** **Ein Leben nach der Geburt?**
Autor unbekannt

Zeit & Schrift

25. Jahrgang 2022

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneidg@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 12 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Weihnachten nicht ohne Jesus

Wieder einmal ist es so weit: Die feierlichste und religiöseste Jahreszeit ist auf ihrem Höhepunkt angekommen. Fast alle Menschen weltweit, ganz gleich ob sie fromme Christen sind oder nichts mit dem Glauben anzufangen wissen, feiern mit und freuen sich an Weihnachtsmärkten, Lichterschmuck, Geschenken und sentimental Klängen. In den vergangenen Jahren haben selbst viele Menschen, die aus ideologischen oder ganz praktischen Gründen etwas weihnachtsmüde geworden waren, neue Freude an diesem Fest gewonnen. Ohne Weihnachten und all seinen Schmuck sähe der Dezember hierzulande tatsächlich auch ein bisschen öde und düster aus.

Immer wieder wurde in den letzten 150 Jahren versucht, das beliebteste Fest der Christen umzudeuten oder abzuschaffen. Mitte des 19. Jahrhunderts bemühte man sich, das Christfest – wie Weihnachten kurz zuvor noch weitgehend geheißen hatte – zu romantisieren und mit den Festen der alten Germanen in Verbindung zu bringen. In dieser Zeit erfand man kurzerhand den heute so populären Weihnachtsmann, der zunehmend an die Stelle des Christkinde trat. Im Nationalsozialismus sollte Weihnachten zu einem nationalistischen Fest deutscher Stärke und Überlegenheit umstilisiert werden. Im Sozialismus und Kommunismus bemühte man sich zuerst, Weihnachten als christliches Fest ganz abzuschaffen, und als das nicht gelang, deutete man es einfach als neutrales »Jahresendfest«. Weihnachtliche Engel, die einst den Hirten auf den Feldern von Bethlehem die Geburt Jesu angekündigt hatten, wurden jetzt als »Jahresend-Flügelpuppen« ideologisch umbenannt.

Auch heute bemühen sich säkulare Politiker und Journalisten, Weihnachten mit neuen Inhalten zu füllen. Da sie das Fest nicht ganz abschaffen können, interpretieren sie es mehr und mehr als »Winterfest«, »Lichterfest« oder als einen Anlass, zu dem man feierlich mit guten Freunden zusammensitzt. Manchmal ganz offen, manchmal unter dem Vorwand, Menschen fremder Religionen nicht zu diskriminieren, wird in öffentlichen Weihnachtsfeiern, in Schulen und Kindergärten Jesus weitgehend verschwiegen oder grob verkitscht. Die großen Medien senden fast keine Weihnachtsmusik mehr und lassen

die Geschichte der Ankunft Gottes auf Erden weitgehend fallen.

Ein Weihnachten/Christfest ohne Jesus Christus aber kann es nicht geben. Christen sollten aufpassen, dass dieses beliebteste christliche Fest ihnen nicht von säkularen Gesellschaftsumdeutern weggenommen wird. Gerade in dieser Zeit ist es noch leicht und allgemein akzeptiert, direkt über Gott und die Bibel zu sprechen. In Konzerten und auf Feiern, an Ständen auf dem Weihnachtsmarkt, bei Geschenken an Kollegen oder Einladungen an einsame Menschen kann ganz offen auf die Geburt Jesu Christi hingewiesen werden.

Gott hat uns Menschen nicht mit unserem Versagen und unserer Schuld allein gelassen. Er hat sich auch nicht einfach in den letzten Winkel des Himmels zurückgezogen. Gott ist Mensch geworden, um seinen Geschöpfen nahe zu sein. Er will deutlich machen, wie das Leben eigentlich laufen sollte, um schlussendlich einen Weg aus allem Versagen und Leiden zu schaffen. Durch den Tod Jesu Christi können Menschen Vergebung ihrer Schuld bekommen und ein neues, verändertes Leben schon hier auf der Erde beginnen. Jesus gibt die Kraft zur Erneuerung des Denkens, Wertens und Handels. Und der Anfang dieser irdischen Geschichte Gottes liegt in seiner Geburt als Kind in Bethlehem. Daran erinnert Weihnachten bis heute.

Ich wünsche ein frohes und gesegnetes Christfest!

Michael Kotsch

Die Magd des Herrn

Da sage noch einer, Deutschland sei kein christliches Land (mehr). Dem sei – offenen Auges – der Besuch einschlägiger Lebensmittelmärkte empfohlen, wo schon seit Ende August Printen und Zimtsterne angeboten werden. Kurz nachdem die übriggebliebenen und stark preisreduzierten Reste der Osterkollektion abgeräumt waren. Da geben sich Osterhase und Weihnachtsmann die Klinke in die Hand. Ja, in Deutschland feiert man gerne! Und gerne werden christliche Feste als Anlass genommen. Gut, dem Reformationstag scheint Halloween gerade den Rang streitig gemacht zu haben, aber an Ostern und Weihnachten halten wir fest, die lassen wir uns nicht nehmen. Weihnachten vor allem. Das erfasst uns mit allen Sinnen. Man kann sich dem, auch wenn man es wollte, nur schwer entziehen.



Laut einer statistischen Erhebung aus dem Jahr 2009¹ gaben etwa 90 % der Befragten an, sie wüssten, aus welchem Grund Weihnachten gefeiert werde. Chapeau! Aber das war vor 13 Jahren. Ob heutige Untersuchungen dieses Ergebnis bestätigen würden, weiß ich nicht. Doch sollte dieser Befund heute immer noch zutreffen, weiß mindestens jeder zehnte unserer Mitbürger nicht, welchen Sinn das Fest der Feste eigentlich hat – was ihn aber wahrscheinlich nicht davon abhalten dürfte, es zu feiern.

Es wäre einmal interessant zu erfahren, über welche konkreten oder besser gesagt biblisch fundierten Kenntnisse die 90 % verfügen, die den Sinn des Weihnachtsfests zu kennen vorgeben. Ohne belastbare Befragungsergebnisse wird letztlich zwar alles Spekulation bleiben, aber mit großer Wahrscheinlichkeit werden sie wissen, dass es da um das feierliche Erinnern an eine Geburt ging. Möglicherweise sogar, dass es die Geburt eines Jungen war, mit Namen Jesus, und dass seine Mutter Maria hieß. Ich fürchte aber, dass ein großer Teil von ihnen weder glaubt, dass dieser Junge der Sohn Gottes war, noch dass Maria ihn als Jungfrau zur Welt brachte.

Dabei sind beide Tatsachen doch von elementarer Bedeutung innerhalb des Heilsplans Gottes. Und weil sie so bedeutsam sind, soll mit diesem Beitrag² noch einmal an sie erinnert werden – selbstverständlich weder mit dem Anspruch auf Vollständigkeit noch auf die umfassende Darstellung des göttlichen Plans, der (vorläufig) in der Sendung seines Sohnes gipfelte (Gal 4,4).

Schon Eva gegenüber, der »Mutter aller Lebenden«, war er verheißt, von Mose und den Propheten in Aussicht gestellt und endlich »in der Fülle der Zeit« von Gott gesandt worden – und zwar auf eine sehr merkwürdige, außergewöhnliche, ja einzigartige Weise. Und dieser endgültigen Sendung waren neun Monate zuvor eine weitere vorausgegangen, die eines Engels nämlich, und zwar zu einer jungen Frau in Nazareth.

Im Nachfolgenden soll es um eben diese Sendung gehen, die sich im ersten Kapitel des Lukasevangeliums findet und m. E. einige grundlegende Dinge für den christlichen Glauben enthält.

Lk 1,26: Im sechsten Monat aber wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt von Galiläa gesandt, mit Namen Nazareth ...

Lukas hebt hervor, dass es Gott selbst war, der seinen Boten sandte. Und er sandte nicht irgendeinen, sondern Gabriel, den Engel, der neben Michael der einzige ist, dessen Name mitgeteilt wird. Dabei gibt es ungezählte Engel mit sehr unterschiedlichen, vielleicht je spezifischen Aufgaben: Unglücksengel begegnen uns in Ps 78,49, Schutzengel in Mt 18,10, Todesengel in Offb 9,15, Engel als Evangelisten in Offb 14,7, Feuerengel in Offb 14,18, um nur einige zu nennen. Gabriel scheint die Aufgabe eines »Boten in besonderer Mission« zu haben. Jedenfalls wurde er zu Daniel geschickt, um ihm die Zukunft zu erklären. Und zu Zacharias, dem alten Priester aus dem Geschlecht Aarons, der zwar gerecht und gottesfürchtig, aber leider kinderlos war. Ihm sollte er mitteilen, dass

seine Frau den Vorläufer des Messias zur Welt bringen sollte.

Das war gerade sechs Monate her. Und nun befindet er sich wieder auf dem Weg mit einer ganz besonderen Botschaft. Diesmal geht es nicht in den Tempel, nicht nach Jerusalem ins religiöse Zentrum, überhaupt nicht nach Judäa, sondern nach Galiläa, der im Norden des Landes zwischen dem See Genesareth und dem Mittelmeer gelegenen Region. Ursprünglich von den Stämmen Sebulon und Naphthali bewohnt, lebten hier um diese Zeit nicht nur Juden, sondern auch Heiden – als Folge der assyrischen Deportation. Um 722 v. Chr. hatten die Assyrer nämlich große Teile der jüdischen Bevölkerung weggeführt und in den verwaisten Landstrichen Menschen aus anderen eroberten Gebieten angesiedelt. Galiläa genoss infolge dieser Mischbevölkerung und des heidnischen Einflusses keinen guten Ruf bei den Juden.

Gabriel weiß, wohin genau er gesandt ist. Nach Nazareth, einer kleinen Ansiedlung im Zentrum dieses Galiläa. Und er findet diesen Ort auf direktem Weg, ohne Navi, ohne Karte, ohne Nachfrage. Er ist ein spärlich besiedelter Ort, der im Alten Testament keine Erwähnung findet – der aber bei Gott registriert ist. Und nicht nur der Ort. Er weiß auch, welcher Mensch sich dort gerade aufhält.

1 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/36891/umfrage/grund-fuer-weihnachten/>

2 Er wurde durch die gemeinsame Wortbetrachtung in der Christlichen Gemeinde Burbach-Würgendorf initiiert.



Lk 1,27: ... zu einer Jungfrau, die mit einem Mann verlobt war, mit Namen Joseph, aus dem Haus Davids; und der Name der Jungfrau war Maria.

Eine junge Frau wohnt dort. Eine Jungfrau, um es genau zu sagen. Und genau das scheint heute zunehmend ein Problem zu sein. Auf ein Mädchen kann man sich einlassen, auf eine junge Frau, nicht aber auf eine Jungfrau. Das ist für Menschen des 21. Jahrhunderts doch eine Zumutung. Für Einfältige vielleicht, für naive, zurückgebliebene Zeitgenossen, aber doch nicht für aufgeklärte, wissenschaftlich Gebildete. Die Jungfrau Maria passt einfach nicht mehr in die Zeit. Als hätten unsere Vorfahren noch an den Klapperstorch geglaubt und nicht gewusst, wie ein Mensch entsteht. Die Entrüstung über die Jungfrauengeburt hat in unserer Zeit auch etwas mit menschlicher Überheblichkeit zu tun. Aber es hat schon immer Menschen gegeben, die die Jungfrauengeburt abgelehnt haben – weil es nicht in ihr Konzept passte, weil sie der biblischen Botschaft nicht glauben wollten, weil sie überhaupt die Bibel als Gottes Wort ablehnten. Ja, es gibt viele Gründe, die Bibel abzulehnen, weil sie schonungslos aufdeckt und den Leser herausfordert.

Nein, man kann nicht sagen: »Die Bibel ist für mich glaubwürdig, aber die Jungfrauengeburt, die lehne ich ab.« Mit Verlaub: Sollte er, der das Weltall mit einem Wort ins Dasein rief (Ps 33,9) und den Menschen in seinem Bilde schuf, verlernt haben, wie das geht? »Aber klar, den Schöpfungsbericht, den lehne ich auch ab, denn es ist doch

wissenschaftlich nachgewiesen, dass das Universum aus sich selbst und der Mensch durch Evolution entstanden ist. Und dass Jesus von den Toten auferstanden sein soll, das ist natürlich auch nicht wirklich geschehen, sondern bildhaft zu verstehen.« Nein! Die Bibel gibt es nur ganz oder gar nicht. Denn was würde übrigbleiben, wenn jeder das für ihn Anstößige ablehnen und nur den Rest akzeptieren würde?

Im Übrigen ist es doch bemerkenswert, dass die Feststellung, Maria sei Jungfrau gewesen, allein in diesem Vers zweimal erfolgt. Ein weiteres Mal wird sie so in Mt 1,23 genannt – auch da als Übersetzung des griechischen *parthenos*. Insgesamt kommt dieser Begriff sechsmal im Neuen Testament vor, in seiner Bedeutung am eindeutigsten in 1Kor 7,34 und 2Kor 11,2, wo Paulus unmissverständlich die unberührte Frau meint. Und diese Unberührtheit reklamiert nicht nur Maria für sich (Lk 1,34), sie wird ihr auch vom Evangelisten Matthäus ausdrücklich bescheinigt (Mt 1,18).

Zugegeben, das alttestamentliche hebräische Wort *alma* kann wohl auch mit »junge Frau« oder »Mädchen« übersetzt werden, und Hermann Menge weist in Jes 7,14 (zumindest in Klammern) auch auf diese Möglichkeit hin. Nur, damit wäre dem Sachverhalt ja nicht widersprochen, dass diese junge Frau eine Jungfrau ist, im Gegenteil. Und wenn das göttliche Zeichen, das Jahwe dort ankündigt, eben darin besteht, dass »die Jungfrau schwanger werden und einen Sohn gebären und seinen Namen Immanuel nennen« wird, dann wird doch gerade die Jungfrauschafft dadurch bestä-

tigt. Denn dass junge Frauen – im Unterschied zu alten – schwanger werden, das ist doch kein Zeichen, das war und ist normal.

Lk 1,28: Und er kam zu ihr herein und sprach: Sei gegrüßt, Begnadete! Der Herr ist mit dir.

Gott sucht nicht die Großen. »Der HERR sieht nicht auf das, worauf der Mensch sieht; denn der HERR sieht auf das Äußere, aber der HERR sieht auf das Herz« (1Sam 16,7). Das musste Samuel lernen, der von der Größe Eliabs beeindruckt war und ihn zum König salben wollte, und das müssen wir lernen, weil es uns natürlicherweise fremd ist.

Gott hat Maria auserwählt, weil ein weiteres göttliches Prinzip gilt: »Der HERR hat Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten, an denen, die auf seine Güte harren« (Ps 147,11). Maria scheint im Haus gewesen zu sein, als plötzlich Gabriel in der Tür steht: »Sei gegrüßt«. Fünfmal findet sich dieser Ausdruck im Neuen Testament, ein Ausdruck der Wertschätzung und Hochachtung. Viermal gilt er unserem Herrn – viermal als beißender Spott!³ Hier gilt er einer jungen Frau, die selbst nichts aufzuweisen hat als von Gott begnadigt zu sein. Bevor er den eigentlichen Zweck seiner Mission klar macht, sagt Gabriel ihr erst einmal zu, dass sie Gnade bei Gott gefunden hat und der selbst auch mit ihr ist. Eine Zusage, die z. B. Abraham, dem Vater des Glaubens, zugesprochen wird (1Mo 17,4).

Lk 1,29: Sie aber wurde über das Wort bestürzt und überlegte, was für ein Gruß dies sei.

Zacharias, der sechs Monate zuvor von Gabriel besucht worden

war, war ebenfalls bestürzt gewesen. Aber das hatte daran gelegen, dass er den Engel »zur Rechten des Räucheraltars« (Lk 1,11) hatte stehen sehen, was nach rabbinischer Tradition sein Todesurteil bedeutete.⁴ Marias Bestürzung resultierte aus dem, was Gabriel gesagt hatte: Sie sollte eine Begnadigte sein? Sie, die junge, unbedeutende Frau, die doch nichts aufzuweisen hatte, gerade über sie sollte Gott sich erbarmen haben?

Lk 1,30: Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast Gnade bei Gott gefunden ...

Über 60-mal, verteilt über die gesamte Bibel, wird der Appell »Fürchte dich nicht« an Einzelpersonen gerichtet, die sich plötzlich mit meist unerwarteten, aber immer schweren Aufgaben konfrontiert sehen. Das erste Mal bei Abraham, der in vergleichbarer Situation von Gott eine Verheißung bekam, die ihn überforderte. Und so wie es bei Abraham nicht bei dem Appell blieb, sondern dieser mit der göttlichen Zusage verknüpft wurde »ich bin dir ein Schild, dein sehr großer Lohn« (1Mo 15,1), so ist es auch bei Maria: »du hast Gnade bei Gott gefunden«. Nicht weil sie so stark war und es schon schaffen würde, brauchte sie sich nicht zu fürchten, nicht wenn sie sich nur entsprechend anstrengen würde, sondern weil sie Gnade bei Gott gefunden hatte.

Alles hängt letztlich von seiner Gnade ab, nicht von irgendeinem Verdienst. Er ist der Souverän, der von sich selbst sagt: »Ich werde begnadigen, wen ich begnadigen werde, und werde mich er-



³ Mt 26,49; 27,29; Mk 15,18; Joh 19,3.

⁴ Arnold G. Fruchtenbaum, *Das Leben des Messias*, S. 11.



barmen, wessen ich mich erbarmen werde« (2Mo 33,19). Gott hatte sich ihrer erbarmt, Maria war von ihm »höchstpersönlich« auserwählt worden. Mit dieser Zusage am Anfang seines Besuchs wollte Gabriel Maria stark machen für das, was ihr nun an Unerhörtem mitgeteilt und aufgetragen werden würde.

Lk 1,31: ... und siehe, du wirst im Leib empfangen und einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Jesus nennen.

Drei Dinge sind es, die Maria nun zunächst mitgeteilt werden. Drei Dinge, die sie selbst – und zwar sehr maßgebend – betreffen werden. Die beiden ersten eher passiv, erdulnd, das dritte aktiv, in eigener Verantwortung.

Mit ihrem Körper wird etwas geschehen. Sie wird in ihrem Leib empfangen, was in ihr zu einem Jungen heranwächst, den sie dann zur Welt bringen soll. Und diesen Sohn soll sie Jesus nennen, »Jahwe ist Rettung«.

Dieser Sohn wird sich im Bauch Marias entwickeln, wie jedes andere Kind sich im Bauch seiner Mutter entwickelt, und er wird zur Welt kommen, wie jedes andere Kind zur Welt kommt. Gott, der das Leben schuf, wird auch diesen Jungen »aus dem Mutterleib« Marias ziehen und ihn »vertrauen« lassen an seiner »Mutter Brüsten« (Ps 22,10).

Der ewige Gott ist »in Gleichheit der Menschen geworden« (Phil 2,7), weil er damit ein Ziel verfolgte, das ohne seine Menschwerdung nicht erreichbar gewesen wäre. Insofern hat Gott sich damit sozusagen selbst in die Pflicht genommen: Er »musste ... in allem den Brüdern gleich werden, damit er in

den Sachen mit Gott ein barmherziger und treuer Hoherpriester werde, um die Sünden des Volkes zu sühnen« (Hebr 2,17).

Und deshalb sollte Maria ihn auch Jesus nennen. Ein Name, der heute noch (in vorwiegend katholisch geprägten Ländern) gebräuchlich ist, den mindestens zwei weitere Männer im Neuen Testament trugen (Lk 3,29; Kol 4,11), der im Alten Testament erstmals für den uns bekannten Josua verwendet wurde, und zwar deshalb, weil er im Kampf gegen Amalek eine Rettung herbeigeführt hatte (2Mo 17). Vordem hatte er nämlich Henoah geheißt (4Mo 13,16). Viele Männer haben diesen Namen getragen, nur einer zu Recht!

Es folgen dann fünf Hinweise über den, den Maria zur Welt bringen soll. Drei betreffen seine Person, zwei seine Herrschaft.

Lk 1,32: Dieser wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben ...

»Groß sein wollen« ist ein zutiefst menschliches Phänomen, »nach Höherem streben« ein uns sehr bekanntes Verlangen. Die, die als »Große« in die Geschichte eingegangen sind, haben dieses Attribut oft wegen ihrer mehr oder weniger erfolgreichen Kriegszüge erhalten. Durchsetzung des eigenen Willens, gepaart mit Rücksichtslosigkeit gegenüber anderen, waren dabei die Rezepte des »Erfolgs«.

Es fallen einem nicht viele ein, die das Gegenteil belegen. Paulus vielleicht, der sich eben *Paulus* = »der Kleine, der Geringe« nannte, wo er doch von seinen Eltern den

hebräischen Namen *Saulus* = »der Erbetene« bekommen hatte. Der sich selbst als den ersten der Sünder bezeichnete (1Tim 1,15) und sein eigenes Christwerden mit einer unzeitigen Geburt verglich (1Kor 15,8). Der, wenn es ums Rühmending, feststellen konnte: »über mich selbst werde ich mich nicht rühmen, es sei denn der Schwachheiten ... damit nicht jemand höher von mir denke als das, was er an mir sieht oder was er von mir hört« (2Kor 12,5f.).

Und dann natürlich der Herr selbst, der auf der einen Seite mit Recht darauf verweisen konnte, dass mit ihm Größeres gekommen sei als Salomo (Mt 12,42), der andererseits aber von sich sagen konnte, dass er »von Herzen demütig« (Mt 11,29) und eben nicht gekommen sei, »um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele« (Mt 20,28). Die Größe, von der Gabriel hier spricht, bedeutete die Umkehrung vermeintlicher Gewissheiten: Er, der »reich war«, wurde freiwillig arm, damit Arme »durch seine Armut reich« werden könnten (2Kor 8,9), und er, »der ... in Gestalt Gottes war«, machte »sich selbst zu nichts« (Phil 2,9ff.). Verhaltensweisen, die wir allesamt nicht mit Größe in Verbindung bringen.

Sohn des Höchsten werde er genannt werden oder, wie es in Vers 35 heißt, *Sohn Gottes*. Als solcher würde er sich durch das, was er tat und lehrte, erweisen (Röm 1,4) – und dem, der es wollte, zu erkennen geben. Aber das wollten leider nicht viele. Johannes der Täufer bezeugte es öffentlich (Joh 1,34) und Nathanael wurde es sofort klar, als er mit Jesus in Kontakt kam (Joh 1,49). Die Männer, die ihn län-

gere Zeit begleiteten, nahmen ihn als Sohn Gottes wahr (Mt 14,33; 16,16), und erstaunlicherweise hatten auch die »unreinen Geister« kein Problem, ihn als solchen zu erkennen (Mt 8,29; Mk 3,11; 5,7; Lk 4,41; 8,28). Die religiöse Oberschicht aber lehnte das kategorisch ab. Vielmehr war ihnen sein Bekenntnis dazu der willkommene Beleg für seine gotteslästerliche Selbstüberschätzung und Grund genug, seine Hinrichtung zu betreiben (Mt 26,63f.).

Dabei war er doch der dem David verheißene Sohn, dem Gott selbst die Königsherrschaft zugesagt hatte, und zwar »in Ewigkeit« (2Sam 7,13; Ps 132,11; Jes 9,5f.). Die Hohenpriester kannten diese Stellen alle – sie waren aber nicht bereit, ihn darin zu erkennen.

Lk 1,33: ... und er wird über das Haus Jakobs herrschen in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben.

Gabriel schließt den Kreis, denn das, was Abraham verheißten worden war: »In dir sollen gesegnet werden alle Nationen« (1Mo 18,18), sollte sich nun, 2000 Jahre später, in dem erfüllen, den Maria zur Welt bringen würde. Der würde (nicht nur) in Ewigkeit über das Haus Jakobs herrschen, sondern weit darüber hinaus. Sein Reich würde nicht nur zeitlich unbegrenzt sein, es würde auch räumlich kein Ende haben. Der gesamte Erdkreis würde eingeschlossen sein.

Lk 1,34: Maria aber sprach zu dem Engel: Wie kann das sein, da ich ja keinen Mann kenne?

Maria wird kaum die Tragweite all dessen erfasst haben, was Gabriel





ihr gegenüber gerade verkündet hätte. Ihre Frage bezieht sich daher wohl zunächst auf das vorhergehende »du wirst empfangen und gebären«. Und diese Frage unterscheidet sich von der, die Zacharias ein halbes Jahr zuvor gestellt hatte. Denn dem wurde, nachdem ihm von Gabriel ein Sohn verheißen worden war, Unglaube vorgeworfen, weil er die Verheißung angezweifelt hatte mit der Feststellung: »*ich bin ein alter Mann, und meine Frau ist weit vorgerückt in ihren Tagen*« (Lk 1,18). Zacharias, der Priester, war vertraut mit der Geschichte des Gottesvolkes, wusste um die Zeichen und Wunder, die Gott hatte geschehen lassen. Ihm war auch bekannt, dass Abraham 100 und Sara 90 Jahre alt gewesen war, als Isaak geboren wurde. Er wird das auch für wahr gehalten und nicht daran gezweifelt haben, aber er war nicht bereit, dieses Wunder Gottes auch für sich und seine Situation zu erwägen.

Bei Maria ist es nicht der Zweifel, der sie fragen lässt, bei ihr ist es die Frage nach dem Wie. Denn sie kennt ihre persönliche Situation. Sie weiß, dass zur Zeugung eines Kindes ein Ehemann gehört – und sie keinen hat.

Lk 1,35: Und der Engel antwortete und sprach zu ihr: Der Heilige Geist wird auf dich kommen, und Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren werden wird, Sohn Gottes genannt werden.

Gabriel macht Maria keinen Vorwurf, wertet nicht als Unglaube, was sie gesagt hat. Im Gegenteil, er greift ihre Frage auf und erklärt,

was mit ihr geschehen wird. Mit ihr wird etwas passieren. Sie muss weder aktiv sein noch werden. Sie muss nur zustimmen. Der Heilige Geist und die Kraft des Höchsten wissen, was wann zu tun ist – wir wissen beides nicht. Es entzieht sich unserem Verständnis und wird immer ein Geheimnis bleiben. Auch Maria wird lediglich das abstrakte Geschehen mitgeteilt, sie erfährt weder das Wie noch das Wann noch das Wo.

Auch im Nachhinein wird uns jede sachliche, zeitliche oder räumliche Information über das Geschehen vorenthalten, wie es z. B. bei Adam (1Mo 4,1.25), Abraham (1Mo 16,4; 21,1) oder Zacharias zumindest angedeutet wird (Lk 1,23f.). Was allerdings Maria durch Gabriel erfährt (und somit wir alle), ist bedeutsam:

- »*Das Heilige*« steht hier als Inbegriff des Sündlosen, Gottgeweihten. Selbstverständlich wäre es auch korrekt gewesen, wenn der Engel gesagt hätte: »*der Heilige*«. Aber hier geht es in erster Linie um den Sachverhalt des Heiligseins. Deshalb sagt auch der Engel, der Joseph im Traum erscheint: »*denn das in ihr Gezeugte ist vom Heiligen Geist*« (Mt 1,20), und nicht: »*der in ihr Gezeugte*« – obwohl das ebenfalls zutreffen würde.

- Jesus wurde nicht, er war bereits heilig, als er von Maria geboren wurde. Die Gläubigen, die in den Briefen des Neuen Testaments als Heilige bezeichnet werden, wurden erst durch ihre Bekehrung bzw. Wiedergeburt heilig. Bei unserem Herrn war das anders! Er kam als Heiliger zur Welt.

- Diese Aussage kollidiert übrigens nicht mit den Stellen der

Schrift, in denen hervorgehoben wird, dass es prinzipiell keinen Menschen gibt, der rein und sündlos zur Welt kommt (Hi 14,4; 15,14; 25,4f.). Denn der Sohn, den Maria zur Welt bringen soll, ist ja nicht deshalb heilig, weil er von einer Jungfrau geboren wird, sondern weil der Heilige Geist auf Maria gekommen ist, um ihn in ihr zu zeugen. Das Entscheidende ist also nicht Maria, nicht einmal ihre Jungfrauschaft, sondern der Heilige Geist. Maria war sozusagen das Werkzeug, in dem *das Heilige* bis zur Geburt war.⁵

- In diesen Zusammenhang gehört auch die allererste Verheißung, die im Alten Testament auf den Retter hinweist. Als Folge des von Satan initiierten Sündenfalls wird der Schlange gesagt: *»Und ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; er wird dir den Kopf zermalmen, und du wirst ihm die Ferse zermalmen«* (1Mo 3,15). Es geht um den Samen (Nachkommen) einer Frau, nicht um den eines Mannes.

- Der »erste Adam« wurde von Gott gebildet ohne Beteiligung eines Menschen. Der »letzte Adam« (1Kor 15,45) wurde vom Heiligen Geist gezeugt und von einem Menschen geboren. Dadurch konnte er nicht nur unserer menschlichen Natur teilhaftig werden (Hebr 2,17), sondern war auch als der einzig Sündlose in der Lage, unsere Sünden auf sich zu nehmen (2Kor 5,21).

- Wenn der, der von Maria geboren werden soll, der Sohn Gottes ist, dann ist Maria seine Mutter. Wir mögen es befremdlich finden, wenn von »Mutter Gottes«, »Gottesmutter« oder »Gottesgebäre-

rin« die Rede ist – weil wir uns vor einer Verehrung fürchten, die über das hinausgeht, was das Neue Testament uns lehrt. Diese Furcht ist auch berechtigt – aber sie basiert letztlich auf Erfahrung, nicht auf Fakten. Mit großem Respekt müssen wir festhalten: Jesus war, als er den Mutterschoß verließ, (bereits) Gottes Sohn. Er wurde es nicht erst, nachdem ihn seine Mutter geboren hatte. In diesem Sinn ist Maria wirklich die »Mutter Gottes«.

- Maria aber blieb Mensch! So menschlich, so sterblich, so »sündig«, so erlösungsbedürftig wie du und ich. Trotz ihrer einzigartigen Auserwählung, den Sohn Gottes zur Welt zu bringen, hatte auch sie dessen stellvertretenden Tod nötig. Berechtigterweise konnte sie von sich sagen: *»von nun an werden mich glücklich preisen alle Geschlechter, denn große Dinge hat der Mächtige an mir getan«* (Lk 1,48f.). Jede darüber hinausgehende Verehrung ginge über die Schrift hinaus. Zuweilen allerdings hat man eher den Eindruck, dass wir – wegen der einschlägigen Negativerfahrungen – lieber hinter dem schriftgemäßen Gedenken zurückbleiben.

Lk 1,36: Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch mit einem Sohn schwanger in ihrem Alter, und dies ist der sechste Monat bei ihr, die unfruchtbar genannt war ...

Das Wunder für Elisabeth wurde zu einem Zeichen für Maria. Die Art der Verwandtschaft wird nicht mitgeteilt,⁶ wohl aber, dass Maria ihre Verwandte kannte und auch wusste, dass diese schon alt war und als unfruchtbar galt. Wenn



5 Diesen Sachverhalt deutet Menge durch eine in Klammern gesetzte Hinzufügung an: *»das Heilige, das (von dir) geboren werden wird ...«*

6 Die katholische Kirche geht davon aus, dass Elisabeth und Maria Cousinen waren.



Elisabeth nun im sechsten Monat war, so war das ein sichtbares Zeichen, ein Beleg dafür, dass für den Allmächtigen nichts unmöglich ist.

Lk 1,37: ... denn bei Gott wird kein Ding unmöglich sein.

Es ist ein Unterschied, ob man biblische Erzählungen kennt und für wahr hält oder ob man sich am eigenen Leib zum Glauben herausgefordert sieht. In kritischen Situationen auf die Allmacht Gottes zu vertrauen ist etwas anderes, als die Schriften zu kennen – ist echter Glaube.

Hier geht es um zwei Frauen, die jeweils ein Kind bekommen sollen. Für beide wird es das erste Kind sein, und für beide werden es völlig überraschende und vor allem ungewöhnliche Schwangerschaften sein. Bei beiden hätten diese auch eigentlich gar nicht stattfinden können: Elisabeth war zu alt – und Maria zu jung, sie hatte noch keinen Mann.

Lk 1,38: Maria aber sprach: Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Wort. Und der Engel schied von ihr.

Maria hat keine Einwände. Sie fragt nicht einmal nach. Sie wird um die Mühsal einer Schwangerschaft wissen. Wenn auch nicht aus eigenem Erleben, so doch aus dem anderer – und natürlich aus den Schriften. Und dass die Geburt unter Schmerzen erfolgt, als Folge des Sündenfalls, das weiß sie auch. All dies wissend, sagt sie Ja und stellt

sich Gott zur Verfügung. Im Wortsinne, denn der soll über sie verfügen. Sie gibt sich hin und lässt mit sich geschehen, wie und was Gott will.

Maria hätte auch Nein sagen können. Denn sie wird geahnt/geglaubt haben, was es bedeutete, als Unverheiratete schwanger zu werden. Von Elisabeth heißt es, dass sie sich glücklich pries: »So hat mir der Herr getan in den Tagen, in denen er mich angesehen hat, um meine Schmach unter den Menschen wegzunehmen« (Lk 1,25). Gerade die Schmach, die von Elisabeth weggenommen worden war, indem sie schwanger wurde, hätte Maria treffen können, weil sie schwanger wurde.

Maria hätte Nein sagen können. Auch dann wäre der Engel wieder zurückgekehrt – allerdings unverrichteter Dinge. Dann hätte Gott ein anderes Werkzeug benutzt. Eine andere Frau, die zu seinem Plan Ja gesagt hätte. Denn Gott zwingt niemanden, und erbraucht auch niemanden, um sein Ziel zu erreichen. Er hätte auch einen ganz anderen Weg wählen können, um seinen Sohn zu senden. Aber er möchte Menschen in seine Heilsabsichten mit einbeziehen, und deshalb wollte er, dass sein Sohn von einer Frau geboren wurde.

Maria hätte Nein sagen können – hat sie aber nicht! Freiwillig und im vollen Bewusstsein der Konsequenzen gab sie sich Gottes Willen hin.

Horst von der Heyden

Folge du mir nach!

»Als Petrus Johannes sah, spricht er zu Jesus: Herr, was wird aber mit diesem? Jesus spricht zu ihm: Wenn ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach!« (Joh 21,21f.)



Petrus hat vom Herrn eben erst den Auftrag empfangen, seine Herde zu weiden und zu hüten, gefolgt von der Aufforderung: »Folge mir nach!« Da aber sieht Petrus seinen Mitjünger Johannes, und er ist nur zu sehr daran interessiert, welchen Dienst Jesus diesem zugedacht hat und ob er vielleicht in gleicher Weise, wie der Herr ihm selbst prophezeit hat, den Märtyrertod erleiden soll.

Aber Jesus weist diese Frage ab. Eine solche Entscheidung liegt allein in seiner eigenen Vollmacht und geht Petrus nichts an. Der ihm aufgetragene Dienst kann nicht zum Richtmaß dafür dienen, welcherlei Dienste er anderen geben wird, auf welche Weise diese ihm nachfolgen sollen. Und auch das Lebensziel eines jeden ist allein durch *seinen* Willen bestimmt. Jesus wiederholt darum nur in entschiedener Weise seinen Auftrag an Petrus, indem er noch das betonte »Du« hinzufügt: »Folge *du* mir nach!«

Der Herr wollte mit diesen Worten Petrus sicher nicht von seinen Mitjüngern trennen, hatte er ihm doch früher gerade die Weisung gegeben, seine Brüder zu stärken (vgl. Lk 22,32). Hier geht es vielmehr darum, dass die Grenzen gewahrt werden zwischen brüderlichem Mittragen und dem Beurteilen des Dienstes, den der Herr einem anderen Jünger aufgetragen hat, nach Maßgabe des eigenen Dienstes.

Solche Grenzen gelten auch für uns: Wir sind als Glieder des *einen* Leibes aufeinander angewiesen, uns gegenseitig zu dienen und zu stärken. Der Verschiedenheit der Glieder entspricht aber die Verschiedenheit der Gnadengaben und Dienste, die der *eine* Herr durch den *einen* Geist »*einem* jeden besonders austeilt, wie er will« (1Kor 12,11). Diese auszuüben sind wir unserem Herrn *ganz persönlich* verantwortlich!

Hanswalter Giesekeus

Trübsinnig saß er da und starrte in die Flammen des Feuers. Wie gut es tat, nach den vergangenen Tagen einmal allein zu sein, nachdem alle anderen in den Zelten verschwunden waren und sich die nächtliche Ruhe breitmachte. Was in den letzten Tagen geschehen war, hatte aber auch mal wieder alles übertroffen, was er bisher erlebt hatte. Er brauchte jetzt einfach Zeit für sich, um das alles zu sortieren. Schwierige Fragen hatte es da gehagelt. Nicht nachvollziehbare Dinge waren geschehen, und immer wieder hatten ihn alle fragend angesehen. Als ob er auf alles immer eine Antwort wüsste! So etwas hatte er doch auch noch nie erlebt!

Wut kam in ihm auf, als er an seine Tochter dachte. Wie konnte ein Mensch fähig sein, so etwas zu tun, und es dann noch als Liebe verkaufen? Wobei der Kerl tatsächlich einen überaus verliebten Eindruck gemacht hatte, als er mit seinem Vater gekommen war. Aber das war ja jetzt auch Geschichte. Aus, vorbei, nicht mehr zurückzuholen.

Aus der Wut wurde Angst, als er an die möglichen Folgen der Tat seiner Söhne dachte. Wie dumm war es doch aus jetziger Sicht, die Hilfe und den Schutz seines Bruders abgelehnt zu haben. Aber jetzt zu ihm laufen und die abgelehnte Hilfe erbitten?

Und seine Söhne? Wie hinterlistig die waren! So was gab es doch nicht! Taten vorne lieb und nett und packten dann das Schwert aus. Wobei, wenn er ehrlich zu sich selbst war, entsprach das Handeln seiner Söhne ganz seinem eigenen Naturell. Sein Gesicht errötete, als er daran dachte, wie er vor Jahren seinen Bruder übers Ohr gehauen hatte. Die scheinbare Notlage ausnutzend, hatte er für ein wenig Essen dessen Leben radikal verändert. Diese Charaktereigenschaft der Hinterlist scheint in meiner Familie ganz schön verbreitet zu sein, schoss es ihm durch den Kopf.

Wie war es überhaupt zu dem ganzen Mist gekommen, der sich jetzt vor ihm auftürmte? Wo war der Zeitpunkt in seinem Leben, ab dem die Dinge in diese verhängnisvolle Richtung gelaufen waren? Wo hatte der Weg zu dieser unsäglichen Situation begonnen?

Wenn er ehrlich zu sich selbst war, hatte er sich noch nie so richtig getraut, in der Familie den Mund aufzumachen und seine Meinung zu sagen. Das fing schon als Kind an. Was Mama sagte, das machte er. Bis zu jenem verhängnisvollen Kostümschauspiel war ja auch immer alles prima gelaufen. Aber seit-



Jakob am L

(1. Mo

dem fehlte ihm dann doch die Möglichkeit, mal mit Papa über Fragen des Lebens zu reden. Wobei der ja eher Augen und Tipps für den lieben Bruder hatte.

Mit dem Schwiegervater war es auch nicht so einfach. Irgendwie war die Zeit bei und mit ihm ständig ein Wettkampf darum, wer das größere Schlitzohr war.



Lagerfeuer

(Lese 34)

Selbst als der Schwiegervater ihn betrog, schwieg er nach leisem Protest wieder schnell. Aber was hätte er auch machen sollen? Wer außer ihm selbst war schon so dämlich, die falsche Frau zu heiraten und es nicht einmal zu merken? Und wegen einer solchen Dummheit die Ehe mit der großen Liebe sausen lassen?

Das war und wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

Den Wettstreit seiner Frauen hatte er auch schweigend ertragen. Irgendwie war es ja auch schmeichelhaft, wie sie um die Nächte mit ihm zankten. Zwei weitere Frauen waren auch nicht schlecht. Trotzdem fragte er sich jetzt gerade, ob er nicht hätte einschreiten und etwas sagen müssen. Wie wäre es dann wohl gelaufen? Eine Ehe so wie die von Mama und Papa wäre schön gewesen, aber die war jetzt nicht mehr möglich mit vier Frauen statt einer ...

Mein Lieber, dachte er, du überlässt an wichtigen Punkten in deinem Leben die Entscheidungen immer anderen. Was bist du für ein Mann?

Was war eigentlich damals los gewesen, als Schwiegervater seinen Götzen suchte? Warum war seine Lieblingsfrau eigentlich nicht vom auf dem Boden liegenden Kamelsattel aufgestanden? Klar, sie hatte gesagt, dass sie ihre Monatsblutung hatte, aber er und sie wussten, dass das gelogen war. Warum sie wohl auf dem Sattel sitzen geblieben war? Hätte er nicht geschwiegen, wüsste er es jetzt – wobei, eigentlich war ja klar, warum sie da gesessen hatte.

Ihn fröstelte etwas, als der Wind drehte. Nicht dass ihm kalt wurde, dazu war die Nacht zu lau und das Feuer verströmte eine zu schöne Wärme. Nein, der Wind trug das Weinen und Klagen aus der nahen Stadt zu ihm herüber. Keine Familie in dieser Stadt, in der nicht geweint und getrauert wurde. Keine Familie, in der noch ein Mann oder Sohn war. Und warum? Weil er mal wieder seine Zähne nicht auseinanderbekommen hatte, als es darauf ankam. Er hatte geschwiegen. War ja typisch für ihn. Oh, wie er sich über sich selber ärgerte! Durch sein Schweigen hatten seine temperamentvollen Söhne das Heft des Handelns in die Hand genommen, und was war nun das traurige Ergebnis? Angst bei ihm und viel Trauer und Not in einer ganzen Stadt!

Jetzt saß er da und wusste nicht weiter. Es musste sich was ändern! Gleich morgen würde er es ändern. Aber wie? Er beugte sich zu dem Holzstapel, zog ein größeres Stück heraus und warf es in die Glut. Funken stoben auf und erleuchteten sein graubärtiges Gesicht.

»Jakob«, dachte er, während er zusah, wie die Flammen Besitz von dem Stück Holz ergriffen, »dein Glaube muss wieder Feuer fangen!«

Thorsten Brinkmann

Geschenke von Gott

Alle Hochzeitsgäste hatten dem jungen Brautpaar ein Geschenk mitgebracht. Die großen und kleinen Päckchen standen auf dem Gabentisch, eingepackt in edles Papier und kunstvoll verziert mit bunten Bändern. Eines nach dem anderen packten die frisch getrauten Eheleute aus. Sie freuten sich über die liebevoll geschriebenen Glückwunschkarten und die mit Sorgfalt ausgesuchten Geschenke, die sie für ihren neu gegründeten Hausstand gut gebrauchen konnten.



Geschenke sind in der Regel Zeichen von Wertschätzung und sollen dir Freude machen. Das gelingt besonders gut, wenn sie genau in deine Lebenssituation passen wie diese Hochzeitsgeschenke. Doch entscheidend ist, wie du mit einem nützlichen Geschenk umgehst. Legst du es achtlos beiseite, bringt es dir nichts. Verwendest du es, wirst du Freude daran haben und dich dabei an den Geber erinnern.

Gott hat viele Geschenke für uns als seine Kinder. Er hat sie mit Liebe ausgesucht und will uns damit unbeschreibliche Freude bereiten. Sie passen einzigartig in unser Leben, weil Gott genau weiß, was wir brauchen. Keines davon könnten wir selbst erwerben, anders als es bei Hochzeitsgeschenken möglich wäre. Schon mit der Schöpfung haben wir von Gott Licht, Wasser und Nahrung empfangen, um nur wenige Beispiele zu nennen.

Du wirst staunen, je mehr du entdeckst, was der allmächtige Gott dir geschenkt hat:

»Da seine göttliche Kraft uns alles zum Leben und zur Gottseligkeit geschenkt hat durch die Erkenntnis dessen, der uns berufen hat durch Herrlichkeit und Tugend, durch die er uns die kostbaren und größten Verheißungen geschenkt hat, damit ihr durch diese Teilhaber der göttlichen Natur werdet ...« (2Petr 1,3f.)

Gottes Art zu schenken ist bemerkenswert: *wie* er dir schenkt (durch göttliche Kraft), *was* er dir schenkt (nicht das Nötigste, sondern *alles*, und zwar Kostbares und Großes), *wofür* er es dir schenkt (zu einem Leben, das Gott ehrt¹ und dich verändert) und wie er dir seine Geschenke überreicht (durch die Erkenntnis Gottes).

Erkenntnis Gottes beginnt mit der Errettung (1Tim 2,4). Wenn du anschließend seine Nähe und Gemeinschaft suchst, folgt ein lebenslanger Wachstumsprozess (Kol 1,10; 2Petr 3,18), bei dem du Gott und seine Natur immer besser kennenlernst. Der Heilige Geist sorgt dafür, dass du die Geschenke erkennst, die Gott dir gegeben hat (1Kor 2,12). Ob sie ein Gewinn für

¹ Das griechische Wort für »Gottseligkeit«, *eusebeia*, kommt von *eu* (»gut«) und *sebo* (»verehren«). Es wird auch mit »Frömmigkeit« oder »Gottesfurcht« übersetzt.

dich sind, hängt davon ab, ob du sie »verwendest« oder »beiseitelegst«. Wenn du sie nutzt, wirst du die göttliche Natur immer besser erkennen und ihr »Teilhaber« werden. Das wird sich in deinem Leben auswirken.

Ein besonderer Gabentisch Gottes hilft dir, die Zusammenhänge besser zu verstehen. Es ist das Gebet Jesu zu seinem Vater in Joh 17.

Ewiges Leben

Schon zu Beginn dieses Gebets entdeckst du ein wichtiges Geschenk:

»... so wie du ihm Gewalt gegeben hast über alles Fleisch, damit er allen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben gebe« (Joh 17,2).

Gott schenkt mit göttlicher Kraft oder »Gewalt«, die der Vater dem Sohn gegeben hatte, damit dieser uns ewiges Leben geben konnte.

Der Inhalt seines Geschenks ist erstens, dass du ewig lebst und nie mehr verloren gehst, wenn du an den Herrn Jesus glaubst (Joh 3,15f.).²

Zweitens: Gott will eine intensive Beziehung zu dir aufbauen. Deshalb hat er dich mit dem ewigen Leben befähigt zu erkennen, wer er ist und welches Wesen (welche göttliche Natur) er hat: »Dies aber ist das ewige Leben, dass sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen« (Joh 17,3).

Daraus folgt drittens: Erkenntnis Gottes ist, wie wir in 2Petr 1,3 gesehen haben, Gottes Art, seine Geschenke zu »überreichen«. Das heißt, dass du mit dem ewigen Leben einen freien Blick auf alles bekommen hast, was dir von Gott geworden ist. Lass dich überraschen!

Frieden

Das Erste, was du jetzt siehst, ist ein wunderbares Geschenk, gegeben mit göttlicher Kraft:

»Das Werk habe ich vollbracht, das du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte« (Joh 17,4).

Der Vater hatte dem Sohn »das Werk« gegeben, das seinen Tod am Kreuz umfasste. Durch das Blut des Kreuzes wurde der Weg in die Gegenwart Gottes frei, denn das Ergebnis war Frieden mit Gott (Kol 1,20):

»Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch« (Joh 14,27).

Dein ewiges Leben erhält damit eine einzigartige Qualität, denn der Preis dafür – das Blut Jesu – war unvorstellbar hoch! Genauso hoch sollte auch deine Wertschätzung für diese Gabe des Friedens sein!

Kein Geschenk Gottes ist dazu gedacht, in den geistlichen Wohnzimmerschrank gestellt zu werden. Auch Frieden nicht, er will aktiv sein: »Der Friede des Christus regiere [o. entscheide] in euren Herzen« (Kol 3,15). Christus will wie ein Motor in deinem Leben wirken, als Zentrum in deinem Denken und Handeln. Nur so ist es dir möglich, gute Entscheidungen zu treffen (über die du Frieden hast), selbst Friedensstifter zu werden (Mt 5,9), »Schuldigern« zu vergeben (Mt 6,12) und ein Verkündiger des Friedens zu sein (Jes 52,7).

Etwas Großes der göttlichen Natur des Herrn Jesus wird erkennbar. Er ist der »Friedefürst« (Jes 9,5). Je mehr du über ihn nachdenkst, umso leichter fällt es dir, Frieden als Gabe Gottes in deinem Leben wirken zu lassen.



² Wer nicht glaubt, existiert auch ewig; die Bibel spricht aber dabei nicht von »Leben«, sondern von dem »zweiten Tod« (Offb 21,8).



Gottes Worte

»Die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, und sie haben sie angenommen und wahrhaftig erkannt, dass ich von dir ausgegangen bin, und haben geglaubt, dass du mich gesandt hast« (Joh 17,8).

Abermals beschenkt dich göttliche Kraft: die Worte des Vaters. Erst hatte er sie seinem Sohn gegeben. Der Herr Jesus gab anschließend Gottes Reden, seine Mitteilungen, an die Menschen weiter, auch an dich.

Die Bibel ist ein herrliches Geschenk! In verständlichen Worten redet Gott heute noch zu den Menschen. Du brauchst die Worte Gottes zum Leben wie tägliche Nahrung (5Mo 8,3; Mt 4,4; Lk 4,4). Zudem sind sie notwendig zur Orientierung im Alltag, weil Gott dir auf diese Weise mitteilt, was du tun sollst. Die Jünger *nahmen* die Worte *an* – eine bewusste Entscheidung war nötig, denn Gott zwingt niemanden. Sie *erkannten wahrhaftig* die göttliche Herkunft Jesu. Sie *glaubten*, dass er vom Vater gesandt war. Petrus drückte es so aus: »*Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, dass du der Heilige Gottes bist*« (Joh 6,68f.).

Du erkennst einen weiteren Aspekt der göttlichen Natur, den Herrn Jesus als »*wunderbaren Berater*« (Jes 9,5). Er hat dir die göttlichen Mitteilungen gegeben. Nimm sie an, erkenne, glaube – wie die Jünger es taten!

Wahrheit

Im nächsten Teil des Gebets geht es um eine besondere Fürbitte Jesu für seine Jünger:

»*Ich bitte für sie ... Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast ... Als ich bei ihnen war, bewahrte ich sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast ... Ich habe ihnen dein Wort gegeben, und die Welt hat sie gehasst, weil sie nicht von der Welt sind ... Heilige sie durch die Wahrheit: Dein Wort ist Wahrheit. Wie du mich in die Welt gesandt hast, habe auch ich sie in die Welt gesandt*« (Joh 17,9.11f.14.17f.).

Der Herr Jesus hatte seine Jünger in die Welt ausgesandt, in der sie Hass erfuhren. Solange er auf der Erde lebte, hatte er selbst sie bewahrt, und zwar *im Namen* des Vaters, der ihm wie eine Vollmacht als Ausdruck der göttlichen Kraft gegeben worden war.

Nun bat er seinen Vater um die weitere Bewahrung der Jünger. Ihnen gab er *das Wort* des Vaters. Nicht die Mitteilungen Gottes stehen jetzt im Vordergrund, sondern deren Wirkung.³ Das Wort ist *die Wahrheit*, göttliche Macht, die allein Menschen frei machen kann (Joh 8,31f.).

Die Wahrheit des Wortes ist »*Gottes Kraft*« (1Kor 1,18), dazu »*lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert*« (Hebr 4,12). Dadurch sollten die Jünger »*geheiligt*« und in die Lage versetzt werden, ihre Aufgabe unter widrigen Bedingungen zu erfüllen. Wie eine Erhörung dieser Bitte Jesu hat Gott seine Waffenrüstung bereitgestellt. Wer sie trägt, wird bewahrt. Sein Wort hat darin einen zentralen Platz (Eph 6,10–18).

Lass zu, dass Gott durch sein Wort in deinem Leben kraftvoll wirkt. Lies es, denke darüber nach. Gott heiligt dich und rüstet dich aus zum Dienst. Denn auch du bist

3 Im Grundtext steht in Vers 14 *logos* und nicht, wie zuvor in Vers 8, *rhemata* (Aussprüche oder Mitteilungen).

als Zeuge »in die Welt gesandt«, in das Umfeld, wohin Gott dich gestellt hat, und auch du brauchst seine Bewahrung! Nutze die erwähnte Waffenrüstung.

Du entdeckst hier einen weiteren Wesenszug der Natur Gottes. Der Herr Jesus ist der »starke Gott« (Jes 9,5), der durch den Namen des Vaters mit göttlicher Macht ausgestattet ist und der dir durch das Wort Gottes täglich Kraft zum Dienen gibt.

Herrlichkeit

»Und die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, damit sie eins seien, wie wir eins sind; ich in ihnen und du in mir, damit sie in eins vollendet seien und damit die Welt erkenne, dass du mich gesandt und sie geliebt hast, wie du mich geliebt hast« (Joh 17,22f.).

Herrlichkeit! Der Vater hatte sie erst seinem Sohn gegeben und dieser gab sie dann uns. Erkennbar wurde sie besonders in seinen Wundern (Joh 2,11) und in seiner Verklärung auf dem Berg (2Petr 1,17).

Mit diesem Geschenk verfolgt Gott eine wichtige Absicht: Er will Gemeinschaft mit dir haben, wie sie inniger nicht sein kann (*»damit sie eins seien, wie wir eins sind; ich in ihnen und du in mir«*).

Schon Mose hatte großes Verlangen, die Herrlichkeit Gottes zu sehen, und bekam zur Antwort: *»Ich werde alle meine Güte vor deinem Angesicht vorübergehen lassen und werde den Namen des HERRN vor dir ausrufen, und ich werde begnadigen, wen ich begnadigen werde, und werde mich erbarmen, wessen ich mich erbarmen werde« (2Mo 33,18f.).* Die Herrlichkeit sollte für

Mose nicht nur in Gottes Größe, sondern auch in seiner Güte, in seiner Gnade und in seinem Erbarmen erkennbar werden – das sind Kennzeichen eines Vaters (Ps 103,8.14)!

Die Herrlichkeit Gottes ist auch für dich erkennbar: Gottes Wort spricht von dem *»Lichtglanz der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi« (2Kor 4,6).* Wenn du Christus in seinem Wort »ins Angesicht siehst«, entdeckst du seine Größe, seine Güte, seine Gnade und sein Erbarmen. Du erkennst seine göttliche Natur als *»Vater der Ewigkeit« (Jes 9,5).*

Als Mose anschließend von dem Berg herabstieg und zum Volk Israel kam, strahlte die Haut seines Gesichts, was er aber nicht wusste (2Mo 34,29). Wenn du Gottes Herrlichkeit ansiehst, hat das Auswirkungen auf dein Denken, Reden und Handeln. So wirst du auf natürliche Weise ein Zeugnis sein (*»... damit die Welt erkenne ...«*).

Ein Teil dieses Geschenks erwartet dich noch. Im Himmel werden wir sein Angesicht sehen (Offb 22,4). Das ist Herrlichkeit, wie wir sie uns noch nicht vorstellen können. Der Herr betete darum, dass wir sie einmal schauen (Joh 17,24). Er ist eben der Vater *der Ewigkeit!*

Deine Reaktion?

»Er, der doch seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben hat: wie wird er uns mit ihm nicht auch alles schenken?« (Röm 8,32)

Gottes Geschenke sind Zeichen seiner Wertschätzung. Sie sind für dich Lebens-notwendig. Du hast sie alle *»mit ihm«*, dem Herrn Jesus, erhalten. Grundlage ist die Gabe des ewigen Lebens, mit dem



du eine wunderbare Beziehung zu Gott empfangen hast.

- Staune über die göttliche Kraft, die dich beschenkt hat.
- Genieße den Frieden, Gottes Worte, die Wahrheit und seine Herrlichkeit.
- Sei offen für die Veränderung deines Lebens durch diese Geschenke.
- Mache dir bewusst, dass du *»Teilhaber der göttlichen Natur«* geworden bist.
- Freue dich über alles – und vergiss nicht zu danken!

Denke daran, dass wir nur *einen* Gabentisch Gottes angesehen haben. Suche nach weiteren Geschenken in der Bibel – sie ist voll davon!

Peter Schmitz

Unsere Gesundheit (4)

Gesundheitsprävention für die Wüste

1. Infektionskrankheiten und Seuchen (Fortsetzung)

d) Die Sache mit dem Kindbettfieber

Ein weiteres Kapitel der Infektionskrankheiten ist das sogenannte Kindbettfieber. Es war noch bis ca. 1900 eine gefürchtete Krankheit, die im Mittelalter zigtausend junge Mütter nach der ganz normalen Geburt ihres Kindes dahinraffte. Es ist eigentlich ein sehr trauriges Kapitel der Medizingeschichte, weil sich die »Halbgötter in Weiß« dabei wirklich nicht mit Ruhm bekleckert haben.

Der Grund für das Dilemma war die damals gültige Krankheitslehre, die Lehre von Seuchen und Epidemien. Die Wissenschaftler waren sich sicher, dass Krankheiten und Seuchen »durch ungünstige Umweltfaktoren wie Witterung, Jahreszeit, Stand der Gestirne und Ausdünstungen aus der Erde« entstanden. Noch 1858 veröffentlichte der berühmte Berliner Pathologe Prof. Rudolf Virchow diesen Text in einer wissenschaftlichen Abhandlung! Wenige Jahre später, nämlich 1876, entdeckte Robert Koch den ersten Krankheitserreger, den Milzbrand-Bazillus, später dann den Tuberkulose- und den Cholera-Erreger. Damit war ein ganz neues Verständnis für Seuchen und Infektionskrankheiten angebrochen.

Das Kindbettfieber spielte aber schon um 1850 eine wichtige Rolle, und zwar bei dem jungen Arzt Dr. Ignaz Semmelweis, der damals in Wien im Allgemeinen Krankenhaus arbeitete. Dort gab es zwei große Entbindungsstationen. Eine war den reichen Wienerinnen vorbehalten, die sich von Professoren und berühmten Ärzten behandeln lassen konnten; auf der anderen Station lag »das arme Volk«, das von Hebammen betreut wurde und nur ganz selten einen Arzt zu sehen bekam. Erschreckend war aber, dass die reichen Wöchnerinnen viel häufiger an Kindbettfieber starben als die armen; bis zu 30 % aller Frauen verließen die Entbindungsstation nicht mehr lebend. Es kam so weit, dass Frauen sich weigerten, auf der Station der »Privilegierten« aufgenommen zu werden.

Dr. Semmelweis ging diesem Phänomen nach und stellte fest, dass Professoren und Studenten oft vor der Stationsvisite Leichensektionen durchführten (unter anderem an Frauen, die an Kindbettfieber verstorben waren) und unmittelbar danach die reichen Wienerinnen untersuchten, und zwar mit ungewaschenen Händen und ohne Handschuhe – heute unvorstellbar!

Dr. Semmelweis vermutete die Übertragung von »Leichengift« (Bakterien kannte man ja noch nicht!) und führte Waschungen mit Chlorkalk-Lösung nach den Sektionen ein, damals ein übliches »Entgiftungsmittel«. Die Todesfälle verringerten sich drastisch, auch die Säuglingssterblichkeit ging zurück.

Es gab nur einmal einen Rückfall, als mehrere Frauen hintereinander untersucht wurden und plötzlich alle bis auf eine an Kindbettfieber starben. Was war geschehen? Der junge Arzt mit der genauen Beobachtungsgabe vermutete richtig, dass die erste Patientin bereits »vergiftet« war und das Gift durch die Untersuchung auf die anderen Frauen übertragen wurde; denn zwischen den Untersuchungen der Patientinnen gab es keine Waschung der Hände, das war den Ärzten und Studenten viel zu lästig.

Als Dr. Semmelweis daraufhin auch auf Waschungen nach jeder Untersuchung bestand, wurde der Widerstand gegen ihn immer stärker. Keiner der etablierten Mediziner glaubte seiner Theorie, weil man immer noch von der alten Krankheitslehre überzeugt war, obwohl alles dafür sprach, dass der junge Arzt Recht hatte. Dr. Semmelweis ging darauf in seine Heimatstadt Budapest zurück und kämpfte weiter für seine Forschungsergebnisse, fand aber in der Fachwelt kaum Anerkennung. Er starb schließlich auf mysteriöse Weise mit 47 Jahren in einer sogenannten Irrenanstalt, in die er von drei Kollegen eingewiesen worden war. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden in Europa auf den Entbindungsstationen allgemeine Desinfektionsmaßnahmen eingeführt, und damit gehörte der Schrecken des Kindbettfiebers endlich der Vergangenheit an.

Welche Idee zur **Wochenbetthygiene** hatte Gott nun für sein Volk in der Wüste? Wir können es in 3Mo 12,2–5 lesen:

»Wenn eine Frau einen Sohn zur Welt bringt, ist sie sieben Tage lang unrein, so wie während ihrer monatlichen Blutung ... Dann soll sie noch 33 Tage zur Reinigung von ihrem Blut zu Hause bleiben. Sie darf nichts Heiliges berühren und nicht ins Heiligtum kommen, bis die Zeit ihrer Reinigung vorbei ist. Wenn sie eine Tochter zur Welt bringt, ist sie zwei Wochen lang unrein, so wie während ihrer monatlichen Blutung. Und 66 Tage soll sie zur Reinigung von ihrem Blut zu Hause bleiben.«

Die Wöchnerin wurde schlicht und einfach für unrein erklärt, eine Woche oder zwei Wochen lang,

sodass niemand sie berühren durfte. Und die anschließende Reinigungs- und Ruhephase musste mindestens 33 bzw. 66 Tage betragen, sodass die Gebärmutter Schleimhaut ausheilen und die Abwehrkraft der jungen Mutter wieder steigen konnte. Das war eine ideale Maßnahme zum Schutz der Mütter, und gleichzeitig wurde mit Sicherheit dadurch auch die Säuglingssterblichkeit verringert.

Den Unterschied zwischen der Geburt eines Jungen und der eines Mädchens kann ich allerdings nicht erklären. Möglicherweise hat die Beschneidung von Jungen damit zu tun; denn die musste am achten Tag nach der Geburt durchgeführt werden, und kultisch Unreines hatte dabei nichts zu suchen.

e) Geschlechtskrankheiten

Heute spricht kaum jemand über Geschlechtskrankheiten, fast so, als ob sie gar nicht existierten oder als ob man sie totschweigen wollte. Dabei spielen sexuell übertragene Krankheiten immer noch eine sehr große Rolle. Die bekannten »klassischen« Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhoe (Tripper) hielt man nach Einführung der Antibiotika für besiegt. Aber seit 1990 nehmen die Erkrankungszahlen in allen westlichen Ländern wieder deutlich zu, teilweise um das Dreifache innerhalb von 15 Jahren. Daneben gehören aber auch HIV-/AIDS-Infektionen, Hepatitis B und C, Herpes genitalis, Chlamydien- und HPV-Infektionen zu den sexuell übertragbaren Krankheiten. Besonders die zuletzt genannten sind gefürchtet, weil sie sich nur schwer behandeln lassen und oft tödliche Folgen haben.

Welche dieser Krankheiten schon bei den alten Ägyptern, Griechen und Römern existierten, lässt sich nicht mit absoluter Sicherheit sagen. Auf jeden Fall gab es Geschlechtskrankheiten, darauf deuten viele antike Dokumente hin. So wurde Gonorrhoe (Tripper) schon in Mesopotamien und Ägypten beschrieben, bei Syphilis streiten sich die Gelehrten. Einige vermuten, dass die Krankheit erst durch die Matrosen des Kolumbus nach Europa gebracht wurde. Wie dem auch sei, Gott hat auch gegen die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten Vorsorge getroffen, und diese Empfehlungen sind heute noch gültig und wirksam. Allerdings sind sie überhaupt nicht populär, vor allem seit der sogenannten sexuellen Revolution von 1960–80, als der Um-



gang mit der Sexualität immer freizügiger wurde.

Neben dem sechsten Gebot »Du sollst nicht ehebrechen« waren in Gottes Augen auch der voreheliche Geschlechtsverkehr und vor allem die Prostitution (z. B. Tempelprostitution) ein absolutes Tabu. Für die Missachtung der Gebote wurden im Gesetz drastische Strafen angedroht:

»Wenn ein Mann dabei ertappt wird, dass er mit der Ehefrau eines anderen schläft, müssen alle beide sterben, der Mann, der mit der Frau geschlafen hat, und die Frau. Du musst das Böse aus Israel entfernen. Wenn ein unberührtes junges Mädchen verlobt ist, und es trifft sie ein Mann in der Stadt und schläft mit ihr, dann sollt ihr beide zum Stadttor hinausführen und dort zu Tode steinigen.« (5Mo 22,22–24)

»Unter den Frauen und Männern Israels darfst du keine Hurerei im Dienst irgendeines Gottes dulden.« (5Mo 23,18)

Auch der Geschlechtsverkehr während der Monatsblutung sowie homosexuelle Praktiken und Sodomie (Unzucht mit Tieren) wurden von Gott nicht geduldet. Bei all diesen sexuellen Aktivitäten ist die Übertragungsgefahr von Krankheiten besonders hoch. Das gilt damals wie heute. Offensichtlich waren aber



diese Arten sexueller Befriedigung in den umliegenden Ländern üblich, wie die folgende Bibelstelle zeigt:

»Lebt nicht nach den Sitten des Landes Ägypten, wo ihr gewohnt habt, auch nicht nach den Gewohnheiten des Landes Kanaan, wohin ich euch bringe. Ihr sollt nicht nach ihren Ordnungen leben. Meine Vorschriften sollt ihr befolgen und euch nach meinen Ordnungen richten! Ich bin Jahwe, euer Gott! ... Du darfst dich einer Frau, die wegen ihrer monatlichen Blutung unrein ist, nicht nähern und ihre Scham entblößen ... Du darfst mit keinem anderen Mann Geschlechtsverkehr haben. Das verabscheue ich. Du sollst nicht mit einem Tier Geschlechtsverkehr haben. Dadurch verunreinigst du dich. Und eine Frau soll sich nicht vor ein Tier stellen, um sich mit ihm zu paaren. Das ist schändlich.« (3Mo 18,3f.19.22f.)

Seit Jahrtausenden gilt: Überall da, wo Gottes Grundsätze zum Umgang mit der Sexualität nicht beachtet wurden, breiteten sich die verschiedenen Geschlechtskrankheiten oft dramatisch aus, wie z. B. die Syphilis durch die Soldaten des Mittelalters oder die oben erwähnten »modernen« Krankheiten durch den freizügigen Umgang mit der Sexualität in den zurückliegenden 50 Jahren. Dabei sind es nicht nur die akuten Krankheiten, die Probleme bereiten, son-

dern vielmehr die Spätfolgen. Dass AIDS, Hepatitis B und Hepatitis C tödlich enden können, ist allgemein bekannt. Nicht so bekannt sind folgende Tatsachen:

- Die Infektion mit HPV (Humanes Papilloma-Virus) kann Krebs am Gebärmutterhals verursachen.
- Chlamydien-Infektionen sind häufig dafür verantwortlich, dass Frauen steril, also unfruchtbar werden und keine Kinder mehr bekommen können.
- Gonorrhoe und Syphilis führten früher teilweise zu Fehlgeburten, Frühgeburten, angeborener Blindheit und Säuglingssterblichkeit.
- Spätfolgen der Syphilis waren die zunehmende Demenz (ähnlich wie die Alzheimer-Erkrankung) sowie Lähmungen und andere neurologische Ausfälle.

Auch im Alten Testament weist Gott darauf hin, welche Folgen die Nichtbeachtung seiner Anweisungen mit sich brachte. In 5Mo 28 werden Segen und Fluch gegenübergestellt: Segen für jeden, der sich nach Gottes Geboten richtet, und Fluch für alle, die sich über seine Anordnungen hinwegsetzen. Hier ist ein kleiner Ausschnitt aus diesem Kapitel:

»Wenn du aber nicht auf die Stimme Jahwes, deines Gottes, hörst und seine Gebote und Vorschriften, die ich dir heute verkünde, nicht befolgst, dann werden all diese Flüche über dich kommen und dich treffen: ... Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes ... Mit den Geschwüren Ägyptens wird Jahwe dich schlagen, mit Beulen, Krätze und Schorf, von denen du nicht geheilt werden kannst. Mit Wahnsinn und mit Blindheit wird Jahwe dich schlagen und mit Verwirrung. Am hellen Mittag tappst du wie ein Blinder umher ... Dann wird Jahwe dich und deine Nachkommen mit außergewöhnlichen Plagen, mit bösen und hartnäckigen Krankheiten schlagen. Er wird alle Seuchen Ägyptens über dich bringen, vor denen dir graut, und sie werden an dir haften bleiben.« (5Mo 28,15.18.27–29.59f.)

Es fällt auf, dass bei dem Fluch über den Ungehorsam auch die Folgen von Geschlechtskrankheiten aufgezählt sind: Säuglingssterblichkeit, Hauterkrankungen, Blindheit und Demenz (Verwirrung).

Wegen dieser und anderer Aussagen im Gesetz galt die angeborene Blindheit im Judentum schon immer als Strafe Gottes für irgendeine Schuld. Das wird verständlich, wenn man die Zusammenhänge mit der Geschlechtskrankheit Gonorrhoe (Tripper) kennt, die ja im Altertum auch häufig vorkam. Wenn eine Mutter sich mit dieser Krankheit infiziert hatte, konnte ihr neugeborenes Baby dadurch eine schwere Bindehaut-

und Hornhautentzündung bekommen und davon erblinden. Weil dieses Schicksal auch in Europa seit dem Mittelalter weit verbreitet war und man den Zusammenhang erkannt hatte, führte der deutsche Gynäkologe Dr. Carl Credé bereits 1881 die sogenannte Credé'sche Prophylaxe ein, bei der jedem Neugeborenen eine Silbernitrat-Lösung in die Augen getropft wurde, um mögliche Gonokokken abzutöten. Bis 1986 war diese Maßnahme sogar gesetzlich vorgeschrieben; sie wird auch heute noch von Augenärzten empfohlen.

Da für die Juden gar kein Zweifel bestand, dass bei Blindheit Sünde im Spiel war, fragen die Jünger in Joh 9 auch, als sie dem Blindgeborenen begegnen: *»Hat er selbst gesündigt oder seine Eltern?«* Gott hatte das ja im Gesetz mehrfach so festgelegt. Aber Jesus muss ihr Denken korrigieren und sagt ihnen: *»Weder er hat gesündigt noch seine Eltern, sondern an ihm sollen die Werke Gottes offenbar werden!«*

Gott kannte auch die Gesetze der Vererbungslehre und wusste von den Problemen der Inzucht. Um sein Volk in der Erbanlage gesund zu erhalten, hat er dafür ebenfalls eine klare Regelung gegeben:

»Niemand von euch soll mit einem seiner Blutsverwandten eine sexuelle Beziehung haben. Ich bin Jahwe!« (3Mo 18,6)

Gott wollte also sein Volk durch diese Anweisungen nicht belasten oder die Entfaltung ihrer Persönlichkeiten behindern, sondern er wollte sie vor schweren Erkrankungen schützen und gesund erhalten.

Noch heute ist der beste Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten die Beachtung der einfachen göttlichen Lebensregeln: Monogamie (Einehe), eheliche Treue und Verzicht auf jede sexuelle Aktivität außerhalb der Ehe. Dieser Grundsatz wird zwar in unserer angeblich so fortschrittlichen Gesellschaft belächelt oder sogar bekämpft, behält aber trotzdem schon seit Jahrtausenden seine Gültigkeit, wie sich während der Zeit der AIDS-Ausbreitung in den Jahren 1980 bis 2000 gezeigt hat. Paare mit ehelichem Treueverhalten blieben nämlich in allen Ländern von der Krankheit nahezu völlig verschont. Mittlerweile gibt es weltweit 36,7 Millionen AIDS-Kranke und knapp 2 Millionen Neuinfektionen in jedem Jahr. Diese erschreckenden Zahlen machen deutlich, wie hilfreich die Einhaltung göttlicher Regeln sein könnte. Unabhängig von der körperlichen Gesundheit würde auch unendlich viel seelisches Leid verhindert!



f) Warum manche Tiere als unrein galten

In 3Mo 11 wird eine ganze Reihe von reinen und unreinen Tieren aufgezählt. Reine Tiere durften als Nahrung dienen, während man die unreinen weder essen noch – wenn sie tot waren – berühren durfte. Über die theologische Bedeutung gibt es mehrere Theorien, die ich aber hier nicht erörtern möchte. Mir geht es mehr um die mögliche medizinische Bedeutung unter dem Gesichtspunkt der Volksgesundheit.

Warum galt ein Tier als unrein? Der erste Gedanke ist natürlich, dass der Verzehr Gesundheitsrisiken mit sich brachte. Das stimmt: Beispiele sind Schwein, Maus und Ratte. Auch Weichtiere und Schalentiere wie Schnecken, Muscheln und Austern waren unrein, und das aus gutem Grund; sie gelten nämlich auch als Krankheitsüberträger, z. B. von Salmonellen und Hepatitis-A-Virus.

Die Gesundheitsgefährdung durch unreine Tiere ist aber nur ein Teil der Wahrheit. Denn Gott hatte noch andere Absichten, wie an dem folgenden Beispiel deutlich wird: Frösche waren auch unrein, durften also nicht verzehrt werden. Aus gesundheitlichen Gründen wäre nichts dagegen einzuwenden, sie übertragen keine Krankheiten. In etlichen Län-



dern gelten sie sogar als Delikatesse, z. B. die Froschschenkel in Frankreich. Dass Gott einen ganz anderen Grund hatte, diese Tiere für unrein zu erklären, konnte man 1975 bis 1989 in Indien und Bangladesch beobachten. Dort wurden massenweise Frösche für den Export nach Europa gefangen, um die Nachfrage nach Froschschenkeln besonders in Frankreich zu stillen und dem eigenen Land Devisen zu bringen. Anfang der 1980er Jahre beobachtete man aber in Bangladesch ein sprunghaftes Ansteigen der Malariaerkrankungen. Was hatte das mit den Froschexporten zu tun? Frösche sind die natürlichen Fressfeinde der Mückenlarven und verzehren davon Hunderttausende. Wo die Frösche fehlen, vermehren sich die Mücken explosionsartig und verbreiten natürlich auch die Malaria, oft sogar in Gebieten, die schon lange malariafrei waren. Als dieser Zusammenhang aufgeklärt wurde, gab es 1987 und 1989 in Indien und Bangladesch sofort einen Exportstopp für Frösche. Seitdem geht dort die Malaria wieder zurück.

Nun muss man wissen, dass bis ins Mittelalter der gesamte Mittelmeerraum Malariagebiet war. Auch das Land Israel mit dem stark versumpften Jordantal gehörte dazu, besonders das Gebiet um den Hule-

See. So hat Gott sein Volk vor Malaria geschützt, außerdem vor einer größeren Mückenplage und sicher auch vor anderen Fiebererkrankungen, die von Mücken übertragen werden.

Andere unreine Tiere waren Aasfresser wie z. B. Geier, Raben und Krähen. Sie sorgten für die Reinhaltung der Landschaft, damit sich durch Kadaver keine Krankheiten ausbreiten konnten. Vogelarten und Fledermäuse, die Mäuse, Ratten und Insekten (Heuschrecken) verzehrten, hatte Gott auch für unrein erklärt. Der Grund: Schutz vor Insektenplagen und Gesundheitsschutz! Heute kennen wir die Zusammenhänge, aber damals waren sie dem Volk Israel nicht bekannt. So hat Gott in weiser Voraussicht sein Volk geschützt.

Es gab also ganz unterschiedliche praktische Gründe dafür, dass ein Tier als unrein galt:

1. Es war ungenießbar (z. B. Eidechsen und ähnliche Tiere).
2. Der Verzehr war ungesund (z. B. Schweine).
3. Das Tier war Krankheitsüberträger (z. B. Ratten, Muscheln).
4. Die Tierart war ökologisch wichtig, also schützenswert (z. B. Frösche, Aasfresser).

Aus der Vielzahl göttlicher Vorschriften erkennen wir auf jeden Fall eines: Gott sorgt für sein Volk, und dessen Gesundheit ist ihm ein ganz wichtiges Anliegen, sodass Mose am Ende der Wüstenwanderung sagen konnte:

»Du sollst immer daran denken, wie Jahwe, dein Gott, dich diese vierzig Jahre lang in der Wüste umherziehen ließ ... In diesen vierzig Jahren ist deine Kleidung nicht verschlissen und dein Fuß nicht geschwollen. Daran kannst du erkennen, dass Jahwe, dein Gott, dich erzieht wie ein Mann seinen Sohn. Achte darum auf seine Weisungen, bleib auf seinem Weg und hab Ehrfurcht vor ihm!« (5Mo 8,2–6)

Wolfgang Vreemann



EIN AUSZUG AUS:

Rundum gesund

Gottes geniales Gesundheitskonzept

Christliche Verlagsgesellschaft

Dillenburg 2019

ISBN 978-3-86353-576-6

272 Seiten, € 14,90

Kritisches zum Fall Galilei

Die Annahme, das Christentum sei der Feind der Naturwissenschaft und der Atheismus ihr Verbündeter, verzerrt unsere Wahrnehmung vieler wissenschaftlicher Errungenschaften. So sind in der Vergangenheit immer wieder historische Fakten (bzw. deren Deutung) verfälscht und die Bedeutung von Ereignissen oder Personen mindestens verzerrt dargestellt worden. Dazu gehören auch die Begebenheiten rund um den Prozess von Galileo Galilei.



Porträt Galileis von Domenico Tintoretto (um 1605)

Galileo Galilei (1564–1642) war ein italienischer Naturforscher und wurde durch seine Leistungen auf dem Gebiet der Mechanik und Astronomie bekannt. Ab 1610 verteidigte er öffentlich das kopernikanische Weltsystem, das im Widerspruch zum traditionellen ptolemäischen stand. Der Streitpunkt war, ob sich die Erde um die Sonne dreht (Kopernikus) oder die Sonne und andere Planeten um die Erde (Tradition des Ptolemäus). Durch den Prozess, den die katholische Inquisition gegen Galilei anstrebte, steigerte sich sein Bekanntheitsgrad. Im zweiten Inquisitionsprozess 1633 leugnete er auf Druck der Kirche das kopernikanische System und wurde lebenslang unter Hausarrest gestellt.

Galileis Konflikt mit der katholischen Kirche wird oft als Meilenstein des Atheismus dargestellt, da hier ein mutiger Wissenschaftler eine Vorstellung vom Kosmos in Frage gestellt habe, die auf einer wörtlichen Lesart der Heiligen Schrift beruhte, und sich gegen die Kirche aufgelehnt habe. So wird dieses Ereignis als Argument gegen Wissenschaftler angeführt, die ihren Glauben an einen Schöpfer und ihre wissenschaftliche Forschung miteinander in Einklang bringen können. Entsprechend heißt es dann oft, der Glaube mache blind für wissenschaftliche Fortschritte und hindere die Wissenschaft. Tatsächlich lässt sich der Prozess gegen Galilei jedoch nicht als Argument für irgendeine Position zum Verhältnis von Religion und Wissenschaft verwenden. Einige der Gründe werden im Folgenden benannt.



Seit der Aufklärung ist die Darstellung des Lebens Galileis von Legenden, (Märchen-)Mythen und Vorurteilen überwuchert. Eine besondere Bedeutung kommt dabei dem vierten Band der berühmten *Encyclopédie* der Aufklärung mit ihrem Artikel »Copernicus« (1754) zu, da dieser viele moderne Galilei-Legenden erfand und berühmt machte.

Neben dem glorifizierenden Bild schufen sich dann jeweilige Zeitströmungen den Galilei, den sie benötigten: den Bahnbrecher der Wahrheit oder den Renegaten (Abtrünnigen), den Märtyrer der Wissenschaft oder den listenreichen, taktierenden Eiferer. Die berühmtesten Legenden sind, dass Galilei über die Erde gesagt habe: »Und sie bewegt sich doch!«, dass er am Schiefen Turm von Pisa naturwissenschaftliche Experimente durchgeführt habe und dass der Prozess gegen ihn den wissenschaftlichen Fortschritt in Italien für Jahrhunderte lahmgelegt habe.

So überrascht es auch nicht, dass der Ruhm dieses bekannten Gelehrten in der Hauptsache auf Entdeckungen beruht, die er nie machte: Im Gegensatz zu dem, was in vielen wissenschaftlichen Werken steht, erfand Galilei nicht das Teleskop, ebenso wenig wie das Mikroskop, das Thermometer oder die Pendeluhr. Er entdeckte weder das Trägheitsgesetz noch das Kräfte- und Bewegungsparallelogramm noch die Sonnenflecken. Er leistete keinen Beitrag zur theoretischen Astronomie; er bewies nicht die Richtigkeit des kopernikanischen Systems. Er wurde von der Inquisition nicht gefoltert, schmachtete nicht in ihren Verliesen und war kein Märtyrer der Wissenschaft.

Im Gegenteil: Galilei stand bis kurz vor seinem Prozess bei der römischen Kurie, bei den Jesuiten und insbesondere bei den Päpsten in hohem Ansehen. Seine Lehren wurden gefeiert. Der Kampf gegen ihn ging nicht nur von katholischen Funktionären aus, sondern gerade von seinen Wissenschaftlerkollegen, die um ihre Position fürchteten. So zögerte er z. B. aus Angst vor diesen und nicht vor der Kirche das öffentliche Bekenntnis zum kopernikanischen Weltbild hinaus.

Vor allem die unantastbare Stellung des Aristoteles, die Einfluss auf die Lehre der Kirche genommen hatte, machte es schwer, Galileis Hypothesen zu akzeptieren – nicht die Bibel. Die Philosophien von Aristoteles und Ptolemäus waren es nämlich, die die Menschen glauben ließen, die Erde sei fest und die Planeten (einschließlich der Sonne) drehten sich um diese. Sogar Galilei selbst blieb in Teilen Aristoteles' Lehren verhaftet.

Weiterhin ist es falsch, dass Nikolaus Kopernikus (1473–1543) den Menschen entthront habe, da nun nicht mehr die Erde im Mittelpunkt stehe. In Wirklichkeit war der Status der Erde und der Menschheit gegenüber deren Bedeutung bei Aristoteles angehoben worden.

Galilei war ein Forscher, der an der Glaubwürdigkeit der Bibel festhielt und immer wieder zu zeigen suchte, dass das kopernikanische Weltbild durchaus mit der Bibel vereinbar sei. Er kämpfte gegen das herrschende Bibelverständnis, das dem Bibeltext nicht gerecht wurde, da es durch eine aristotelische Brille getrübt war. Galilei wurde nicht vorgeworfen, gegen die Bibel zu verstoßen, sondern gegen päpstliche Anordnungen und gegen das Verbot, eine Hypothese ohne Beweise als Wahrheit zu vertreten.

Eine zentrale Schwäche Galileis war, dass er überdurchschnittlich eigensinnig, empfindlich und aggressiv war und sich durch seine fortwährende scharfe Polemik selbst dort Feinde machte, wo man dem ptolemäischen Weltbild längst entsagt hatte. Seine Methode bestand darin,



Standbild Galileis in den Uffizien, Florenz



Grabmal Galileis in der Kirche
Santa Croce, Florenz

den Gegner lächerlich zu machen, und er hatte damit oft Erfolg. Man kann fast von einer pathologischen Verachtung anderer reden. Ein beliebtes Mittel war dabei die Satire.

Galilei war auch kein säkularer Wissenschaftler der Aufklärung, sondern ein überzeugter Katholik. Er lehnte nicht jede Metaphysik ab und forderte keine Trennung von Glaube und Wissenschaft. Gerade das Bemühen, die Vereinbarkeit seiner Lehren mit der Bibel nachzuweisen, führte unter anderem zum Konflikt mit der katholischen Hierarchie. Galilei war zwar nicht im herkömmlichen Sinne fromm, doch war er zutiefst überzeugt, dass Gott ihn auserwählt habe, nicht nur einige, sondern alle neuen Entdeckungen am Sternenhimmel zu machen. Die Beiträge anderer Astronomen betrachtete er im Vergleich zu seinen eigenen als minderwertig. Entsprechend ignorierte er auch viele andere Forscher, teilte ihnen seine Forschungsergebnisse nicht mit und glaubte geradezu, er allein mache wissenschaftliche Entdeckungen. So waren einige seiner Lehren bald schon wieder veraltet, vor allem durch die Forschungen von Johannes Kepler (1571–1630). Dessen stärkere Argumente nahm Galilei nicht zur Kenntnis und brach dann den Kontakt zu ihm für immer ab. Keplers berühmtes Werk *Astronomia Nova* (1609) ignorierte er beispielsweise völlig, obwohl es eine Weiterentwicklung von Kopernikus darstellte, die über Galileis Lehren hinausführte.

Galilei war auch kein rein experimentell arbeitender Wissenschaftler, auf jeden Fall nicht im Bereich der Astronomie. Er konnte nie einen Beweis für seine Theorie vorlegen. Die ersten Beweise lagen – je nach Auslegung – 50 oder 100 Jahre nach seinem Tod vor.

Auch von Ignoranz der katholischen Kirche in Bezug auf ihn kann keine Rede sein, im Gegenteil: Da, wo Galilei wirklich recht hatte, folgte man ihm letztlich; wo er sich irrte oder seine Argumente überschätzte, ließ man sich nicht blenden. Auch ist es schwer verständlich, warum Galilei nicht das einzige damals tatsächlich schlagende Argument benutzte: die Kepler'schen Gesetze. Der Papst und die Inquisition verlangten von Galilei nichts anderes als Beweise oder aber die Anerkennung des Hypothesencharakters des kopernikanischen Weltbildes. Galilei behauptete, den Beweis in Händen zu haben, weigerte sich aber, ihn vorzulegen, mit der Begründung, seine Gegner seien ohnehin zu dumm, ihn zu verstehen. Der entscheidende Beweis für die kopernikanische Weltanschauung fehlte, und er überspielte dies durch Rhetorik. Dass Galilei, vielleicht mit dem Gespür des erfahrenen Naturwissenschaftlers, das richtige Weltsystem favorisierte, spricht zwar für ihn, doch es konnte seine argumentativen Schwächen nicht eliminieren.

Galilei wurde dann das Opfer der Politik von Papst Urban VIII. (1568–1644), der ihm zuvor sehr zugetan gewesen war. Schuld daran waren politische Umstände und persönliche Angriffe Galileis gegen den Papst, aber kaum religiöse Gründe. Damit war der Fall Galilei eigentlich nur ein innerkatholisches und inneritalienisches Problem einer sehr kurzen Zeitspanne, nicht aber ein gigantisches Ringen zwischen der Christenheit und der Wissenschaft schlechthin.

Die Hauptlinie der Wissenschaftsgeschichtsschreibung präsentiert uns Galilei als den Antimetaphysiker und Antiphilosophen, den Initiator der auf Experiment und Beobachtung gestützten Physik, den Verteidiger der Ansprüche der Wissenschaft gegenüber den illegitimen Forderungen der Religion, den Fürsprecher der Trennung von Glauben und Wissen. Der herrschenden Wissenschaftshistoriografie kann daher der Vorwurf nicht erspart werden, die Schriften Galileis allzu selektiv gelesen zu haben. So schreibt Klaus Fischer: »Dieses Missverständnis führte zum Unvermögen einer korrekten Beurteilung der Galileischen Frühschriften (»juvenilia«), zur Aussparung vieler Stellen spekulativen und metaphysischen Inhalts, die über Galileis Arbeiten zerstreut sind, – ja zu einer Fehleinschätzung dessen, wie Galilei das Verhältnis von Wissen und Glauben versteht, wie er den wissenschaftlichen Stellenwert religiöser Behauptungen, die Verbindlichkeit der Inquisition für die Wissenschaft und den wissenschaftlichen Stellenwert seiner eigenen Kosmologie, Kosmogonie und anderer naturphilosophischer Überlegungen wie derjenigen zum Atomismus deutet.«

Der Galilei-Mythos sagt, ein Genius habe seine durch empirische Forschung gewonnenen Ergebnisse gegen religiöse Obskuranten (Fortschritts- und Bildungsfeinde) verteidigt und sei somit zum Vorboden der Befreiung des westlichen Denkens von allen Formen autoritärer Tradition geworden. Die Realität ist wie so oft vielschichtiger und komplexer. So kommt Lydia La Dous zu folgendem Ergebnis: Der »Fall Galilei« in dem Sinne, dass Galileo Galilei Probleme mit der katholischen Kirche gehabt habe und schließlich verurteilt worden sei, weil er eine der Kirche nicht genehme neue naturwissenschaftliche Meinung vertreten habe, werde auch heute noch immer wieder als angeblicher Beweis für die Wissenschaftsfeindlichkeit der Kirche angeführt. Dieser »Fall« habe aber »mit den historischen Ereignissen um Galilei sehr wenig zu tun. Auf Seiten des Papstes wie auf Seiten Galileis häuften sich die Fehler und Schwächen, auf beiden Seiten teils aus philosophischen Gründen, teils wegen ihres Egos. Daraus irgendwelche verallgemeinernden Schlüsse auf alle Wissenschaftler und alle Theologen und Kirchen zu ziehen, ist Geschichtsklitterung und unwissenschaftlich.« Galilei trat nie für die Autonomie der Naturwissenschaft ein und war nicht – wie oft behauptet wird – deren Vater.

Bemerkenswert sei noch, dass Bertolt Brechts Drama *Leben des Galilei* in einer ausführlichen Untersuchung von Gerhard Szczyzny mit der historischen Realität verglichen wurde. Szczyzny kommt zu dem Ergebnis, dass Brecht den historischen Galilei geradezu auf den Kopf gestellt habe, um seine (kommunistischen) politischen Ziele zu propagieren.

So können wir abschließend Manfred Lütz zustimmen, wenn er schreibt: »Vielleicht ist der Fall Galilei die größte Medienente aller Zeiten.«

Jochen Klein



»Astronomers Monument« vor dem Griffith-Observatorium, Los Angeles

LITERATUR

Thomas Schirmacher: »Und sie bewegt sich doch« und andere Galilei-Legenden. 28 Thesen zum Prozess gegen Galilei. MBS Texte 115, 8. Jahrgang 2011 (auf der Website des Autors verfügbar: www.thomasschirmacher.info).

John F. Parkinson:

Gott ist wahrhaftig

Eine kompakte Einführung
in den Römerbrief

Düsseldorf (CMV) 2022

Pb., 237 Seiten

ISBN 978-3-96190-077-0

€ 8,50

Der Römerbrief ist für jeden Gläubigen von grundlegender Bedeutung. John F. Parkinson zeigt in *Gott ist wahrhaftig* auf, weshalb diese tiefstehende Abhandlung über die geistliche Not des Menschen, Gottes Heilsmethode sowie die praktischen und ethischen Auswirkungen der Errettung überaus wichtig ist.

Wer ist der Autor?

John F. Parkinson dient in seiner Ortsgemeinde regelmäßig im Lehr- und Predigtamt und reist herum, um die Gläubigen vor Ort zu unterstützen. Er lebt mit seiner Frau Andrea in Ballymena (Nordirland). Weitere Werke aus seiner Feder sind *Erwählung – Wer, wie und wozu?* (2010) sowie *Keine andere Lehre* (2013).

Worum geht es in dem Buch?

Der Untertitel des Buches, *Eine kompakte Einführung*, zeigt die Stoßrichtung auf, die Parkinson verfolgt. Sein Ziel ist es nicht, »einen umfassenden Vers-für-Vers-Kommentar vorzulegen, sondern vielmehr, die wichtigsten Themen zu skizzieren und dem Gedankenfluss des Buches in einer Weise zu folgen, wie es jeder Bibelleser oder -lehrer könnte, der über eine zuverlässige Übersetzung der Bibel in

seiner eigenen Sprache verfügt«.

Im ersten Teil beleuchtet der Autor die Kapitel 1 bis 8 des Römerbriefs und befasst sich mit den Themen Verurteilung, Rechtfertigung, Heiligung und Verherrlichung. Danach folgen die Kapitel 9 bis 11, die über den Platz sprechen, den das Volk Israel im Heilsplan Gottes einnimmt. Im dritten und letzten Teil – Kapitel 12 bis 16 – widmet sich Parkinson den praktischen Auswirkungen des Christseins.

Der Autor möchte den Brief so lesen, wie es die Christen in Rom taten, »lange bevor irgendwelche theologischen Schulen die Gelegenheit hatten, dem Text ihre Formulare und Voraussetzungen aufzuzwingen«. Dabei wird der gesamte Kanon der Schrift berücksichtigt, d. h. Schrift mit Schrift verglichen. Parkinson ist kein Anhänger der souveränen Gnadenwahl Gottes; er wehrt sich gegen die Auffassung der doppelten Prädestination und betont die Gerechtigkeit aus und durch Glauben. Bundes- und Ersatztheologie hält er für einen Irrtum und befürwortet die Sicht, dass Gott seine Geschichte mit Israel noch zu Ende schreiben wird, weshalb ein wörtliches Tausendjähriges Reich zu erwarten ist und die Gemeinde vor der Drangsalszeit entrückt wird.

Wer sollte das Buch lesen?

Parkinson hat ein Buch auf »Einstiegniveau« verfasst, d. h. er hat vor allem Anfänger im Glauben vor Augen. »Meine stille Hoffnung ist, dass junge Christen und Neubekehrte« sich intensiv mit Gottes Wort beschäftigen. Ebenso eignet sich der Kommentar aber auch für Brüder, die im Verkündigungs-



dienststehen und sich eine schnelle Orientierungshilfe wünschen.

Weshalb sollte man den Kommentar erwerben?

Der kompakte Kommentar möchte den Menschen des 21. Jahrhunderts neu bewusst machen, wie dringend notwendig sie zu den Kernwahrheiten des Römerbriefs zurückkehren müssen. »Die Zeiten haben sich im Verlauf der letzten 2000 Jahre in vieler Hinsicht geändert, aber die tiefsten Bedürfnisse der Menschen sind gleich geblieben.« Schließlich wird man als Leser vieles lernen: »über das Wesen Gottes, die Sündhaftigkeit und den Niedergang des menschlichen Zustands, die Torheit menschlicher Philosophie und die Widernatürlichkeit des menschlichen Sexualverhaltens«. Durch die Beschäftigung mit dem Briefinhalt wird dem Leser auch neu seine Verankerung im Judentum bewusst, wodurch Prävention gegen den fortschreitenden Antisemitismus betrieben wird.

Henrik Mohn

Markus Wäsch:

Tage für die Ewigkeit

Die gute Nachricht von Jesus durch Veranstaltungen verbreiten

Dillenburg (CV) 2022

Pb., 266 Seiten

ISBN 978-3-86353-826-2

€ 14,90

Dieses Buch ist eigentlich ein Muss. Zumindest für die, die ihren Auftrag ernst nehmen und das Evangelium in die Welt bringen wollen. Markus Wäsch ist dies ein echtes Anliegen, und seine Begeisterung dafür kann der Leser auf jeder Seite »miterleben«. Denn er lässt ihn teilhaben an seinen langjährigen Erfahrungen in dieser Sache. Und die sind fast so vielgestaltig wie die Gemeinden, die sie planen. Evangelisation von der Stange oder nach Schema F ist seine Sache nicht. Er plädiert eher für »individuelle Veranstaltungen«, was hier so viel heißen soll wie spezielle, für den Ort bzw. die Zielgruppe zugeschnittene Evangelisation. Überhaupt ist ihm die Klärung der Zielgruppe besonders wichtig: Wer soll durch die Maßnahme erreicht werden, welche Personen sollen diesmal im Fokus stehen?

Wäsch ist mit vielen Formen evangelistischer Veranstaltungen vertraut, hat selbst zahlreiche Varianten »erprobt«. Der Leser ist erstaunt über die Vielfalt, die der Autor beschreibt und die zuweilen so selbstverständlich, so überzeugend daherkommt, dass man erstaunt ist, wie einfach Mission sein kann – wenn sie denn gut geplant ist.

Das Buch ist sozusagen ein Leitfaden für alles, was man bedenken

sollte, wenn man eine evangelistische Veranstaltung plant. Wäschs Erfahrungsschatz ist groß, er weiß, wovon er schreibt, kennt und nennt auch die Probleme, die auftreten können und bedacht sein wollen. Er weiß auch um die Vorbehalte und Befürchtungen, die einer Evangelisation im Weg stehen – aber auch um den Segen und die Dankbarkeit danach.

Sein Buch ist, entsprechend den realen Phasen einer »gewöhnlichen« Evangelisation, in drei Teile gliedert: Planung – Durchführung – Nachbereitung, wobei die beiden ersten Teile jeweils etwa den doppelten Umfang des dritten haben. Was aber nicht bedeutet, dass der dritte Teil der unwichtigste wäre, ganz im Gegenteil: Die Nachbereitung ist Wäsch ganz besonders wichtig. Dabei weiß er sich im Einklang mit anderen bekannten Evangelisten, deren einschlägige Aussagen er zuweilen zitiert – wie er überhaupt gerne auf die Erfahrungen anderer zurückgreift und nie den Eindruck erweckt, der Erfinder der Evangelisation zu sein. Er ist sich nicht zu schade, auch auf Erkenntnisse »weltlicher« Autoren zu verweisen, so sie denn für sein Thema nützlich sind.

Hervorzuheben sind noch die vier »Tools«. In einem beschreibt er von A bis Z stichpunktartig, was beim Thema Evangelisationsveranstaltung zu berücksichtigen ist, in den übrigen drei fasst er komprimiert zusammen, wie man bestimmte Phasen angehen kann.

Wäsch schreibt flüssig und gut lesbar. Sein Schreibstil ist kurzweilig. Die eingestreuten Wortspiele sind ebenso hintersinnig wie tiefgründig. Man spürt auf jeder Seite,



dass der Autor mit Sprache umzugehen weiß. Hin und wieder versucht er, mittels Grafiken seine Aussagen visuell zu untermalen.

Wollte man versuchen, eine Rangfolge der Einzelpunkte bezüglich ihrer Bedeutung für das Gelingen einer Evangelisation aufzustellen, würde man zwangsläufig scheitern. Nicht weil es zu viele Punkte wären, die Wäsch zu bedenken gibt. Eher schon, weil die einzelnen Aspekte sich oft bedingen oder gegenseitig beeinflussen. Wenn man den Autor fragen würde, was seiner Meinung nach der wichtigste Punkt von allen sei, würde er vermutlich auf das Gebet verweisen. Denn das wird in seinem Buch nicht nur an zahlreichen Stellen erwähnt, sondern das erste der drei großen Kapitel hat den schlichten Titel »Beten, Beten, Beten«, und das Buch endet mit dem Satz: »Ihm im Gebet alles sagen. Das ist Glaube.«

Ulrich Parzanys Resümee – auf dem Buchrücken vermerkt – schließt ich mich gerne an: »Ein sehr praktischer, intelligenter Ratgeber!«

Horst von der Heyden

Matthias Hilbert:

Unvergessene Wuppertaler und oberbergische Glaubensboten

Zwölf Personenporträts

Dillenburg (CV) 2022

Pb., 347 Seiten

ISBN 978-3-86353-817-0

€ 19,90

Matthias Hilbert, selbst Sohn eines »oberbergischen Glaubensboten« (sprich: Pastorensohn), schreibt über elf Männer und eine Frau, die sich aufgrund ihres christlichen Glaubens ein-drucksvoll engagierten. Sie standen nicht nur auf Kanzeln und hinter Predigt-pulten, sie dichteten nicht nur Lieder und schrieben Traktate, sie halfen auch bedürftigen und armen, verfolgten und verachteten Menschen. Jede der zwölf Personen hinterließ tiefe und weite Spuren, die Hilbert zum Teil wieder aufdecken musste, weil da und dort bereits »Gras darüber gewachsen« war. Dafür ist ihm zu danken. Denn von unseren Vätern und Müttern zu lernen ist eine gute Hilfe für uns und unser Glaubensleben. Manches müssen wir darum nicht erst erproben, sondern können es von ihnen übernehmen – obwohl sie vor mehr als einer Generation lebten. Oder wir lernen aus ihren Fehlern und machen es darum anders. Ihre Wirkungen waren jedenfalls nicht nur auf das Wuppertal und das oberbergische Land beschränkt. Sie wirkten oft sogar über Deutschland hinaus, ohne dass sie das immer beabsichtigten. In ihnen brannte ein Feuer, mit dem sie andere ansteckten. Aber es gab auch Gegner und echte Widersacher, die sie herausforderten und bedrohten. Von ihrem Schneid und Mut kann jeder heute noch lernen.

Der erste Glaubensbote, den Hilbert vorstellt, ist bereits so ein Christ. **Gottfried Daniel Krummacher** (1774–1834) war ein kämpferischer, streitbarer Pfarrer. Er gehörte nicht zu den »Stillen im Lande«. Durch ihn kam es zu ei-

ner Erweckungsbewegung, weil er das Gewissen seiner Zuhörer aufweckte. Dabei ging er mit seinen Zeitgenossen nicht immer vorsichtig um und schonte auch die ganz besonders Frommen nicht, bot den bürgerlichen und kirchlichen Behörden die Stirn.

In diesen Fußstapfen ging auch sein Neffe **Friedrich Wilhelm Krummacher** (1796–1868), den der Autor im nächsten Kapitel vorstellt. Zu dessen bekanntesten Kritikern gehörte der Fabrikantensohn Friedrich Engels. Dessen Eltern hielten sich zu den erweckten Bürgern und er selber schrieb in jungen Jahren fromme Gedichte, ehe er sich zu einem der schärfsten Kritiker des damaligen Kapitalismus entwickelte.

Wie man aber als Christ gegen diesen zum Teil wirklich menschenverachteten Kapitalismus angehen konnte, ohne wie Engels zur Gewalt zu rufen und zu Waffen zu greifen, zeigt Hilbert in der Person von **Johanna Faust** (1825–1903). Sie wurde eine »Mutter der Armen«, aber keine Sozialreformerin. Einige reiche Bürger unterstützten ihre Arbeit, und sie selbst gab, was sie konnte, für die Bedürftigen in ihrer Umgebung. So betrieb sie u. a. in ihrem kleinen Häuschen eine Art »Lebensmitteltafel« und kostenlosen »Second-Hand-Laden«, berichtet Hilbert. Ihm ist zu danken, dass er diese Christin wieder in Erinnerung bringt.

Überhaupt hat der Autor sich Personen gesucht, die voller Taten-drang waren. Auch aus der Zeit des Nationalsozialismus erzählt er von zwei Pfarrern, die sich unerschrocken und mutig gegen die herrschende Ideologie wandten: **Paul Humburg** (1878–1945) und **Karl Im-**

mer (1888–1944). Sie waren führende Männer der »Bekennenden Kirche«, die sich gegen die Vereinnahmung durch den atheistischen Staat und die Absetzung der Glaubens- und Gewissensfreiheit wehrten.

Als letzten Wuppertaler Glaubensboten beschreibt Hilbert den Vater des ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau, den Reisesekretär des Blauen Kreuzes und Evangelisten **Ewald Rau** (1898–1953).

Nach diesen fünf Wuppertalern werden drei oberbergische Pfarrer vorgestellt: **Alfred Christlieb** (1866–1934), **Jakob Gerhard Engels** (1826–1897) und **Otto Funcke** (1836–1910). Sie waren alle drei »keine stolzen rechthaberischen Pfarrer oder gar unbarmherzige Sittenrichter«, wie Hilbert aus einer Biografie über Engels zitiert. Ihre positiven Wirkungen waren durch ihren ehrlichen, offenen und menschenfreundlichen Lebensstil bedingt. Dabei gingen sie selber durch Krisen, die ihren Glauben veränderten und sie zu reifen Christen werden ließen.

Am Ende des Buches werden drei freikirchliche Gemeindegründer geschildert, von denen sich aber **Carl Brockhaus** (1822–1899) niemals als Gemeindegründer verstand. Er war der »Vater« der deutschen Brüderbewegung, die keine neuen christlichen Gemeinden gründen, sondern alle ernsthaften Christen um den »Tisch des Herrn« sammeln wollte. Sie wollte nur »christliche Versammlung« sein und kein »Gegenmodell zu einer organisierten Kirche«, wie Hilbert treffend notiert. Wie wenig ihr das gelungen ist, verschweigt er nicht.

Die beiden anderen Wuppertaler Gemeindegründer, **Hermann Heinrich Grafe** (1818–1869) und **Julius Köbner** (1806–1884), werden anschließend beschrieben. Sehr vorsichtig bzw. überhaupt nicht äußert sich Hilbert über deren freikirchliche Gemeinden im Blick auf ihre Geschichte im Nationalsozialismus. Im Vergleich zum Kirchenkampf der »Bekennenden Kirche« fällt auf, dass der Autor nur bei der Brüderbewegung kurz über deren Verbot und die anschließenden Reaktionen der »Christlichen Versammlung« berichtet. Dabei gibt er allerdings als Verbotgrund eine immer wieder behauptete und oft kolportierte Darstellung weiter: Die »Brüder« seien 1937 »aufgrund ihrer Organisationslosigkeit« verboten worden. Diese Behauptung ist von Andreas Liese in seiner umfassenden Dissertation, die unter dem Titel *verbotten, geduldet, verfolgt* 2002 im jota-Verlag erschienen ist, widerlegt worden. Das NS-Regime hatte die »Brüder« als »volks- und staatsfeindlich« eingestuft und darum verboten. In die Neugründung, die von staatlicher Seite geduldet wurde, den »Bund freikirchlicher Christen« (BfC), durften deshalb auch nur Mitglieder eintreten, die keine Ablehnung durch den Leiter des BfC, Dr. Hans Becker, und vor allem keinen Widerspruch durch die nationalsozialistischen Behörden erfuhren. Damit waren zum Beispiel alle jüdischen Christen ausgeschlossen und dem Vernichtungswillen des Regimes preisgegeben.

Auch bei der Angabe des Geburtsorts von Carl Brockhaus ist dem Verlag ein öfter begangener Fehler nicht aufgefallen. Der Ort



heißt nicht »Himmelwert«, sondern Himmelmert!

Eine weitere inzwischen widerlegte Deutung hat Hilbert in dem Buch weitergegeben, die das Verhältnis zwischen Hermann Heinrich Grafe und Julius Köbner betrifft. Bis heute wird in vielen Schriften über die Freien evangelischen Gemeinde und die Baptisten behauptet, dass Köbner und die Wuppertaler Baptistengemeinde Grafe nicht als Mitglied aufgenommen hätten, weil er sich nicht »wiedertaufen« lassen wollte. Darum habe Grafe dann eine eigene Gemeinde gegründet, die Freie evangelische Gemeinde im Wuppertal. In einem Artikel in der Zeitschrift *Die Gemeinde* (15–16/2022, S. 28f.) hat Hilbert seine Deutung inzwischen vorsichtig korrigiert. Die beiden Briefe, die Grafe an Köbner richtete, werden seit der Darstellung von Andrea Strübind nämlich als Angebot zur Gründung einer offenen, konfessionsübergreifenden Gemeinde für alle Gläubigen verstanden. Als Köbner dies ablehnte, »blieb Grafe gar nichts anderes üb-

rig, als selber eine freikirchliche Gemeinde ins Leben zu rufen, die seinen Vorstellungen entsprach und der auch Glaubensgeschwister angehören konnten, die sich aus Erkenntnis- bzw. Gewissensgründen nicht zu einer erneuten Taufe durchzuringen vermochten« – so Hilbert in der *Gemeinde*. Man kann sich nur wünschen, dass diese Fehler in einer Neuauflage korrigiert werden!

Da das Buch in einem freikirchlichen Verlag erschienen ist, würde ich mir auch noch wünschen, dass

hin und wieder noch deutlicher Verbindungen der beschriebenen Personen zu den Freikirchen genannt würden. Bei den Pastoren Humburg und Immer sollte man erwähnen, dass es Beziehungen zu Mitgliedern der verbotenen »Christlichen Versammlung« gab, die bis dahin gingen, dass man ihnen – trotz Verbot! – Räume für ihre Versammlungen zur Verfügung stellte. Bei Friedrich Wilhelm Krummacher wünschte ich mir den Hinweis auf Julius Löwen (1822–1907). Der Schwager von

Carl Brockhaus war von Krummacher stark beeinflusst und hatte durch ihn zum Glauben gefunden.

Trotz dieser Mängel kann ich das Buch sehr wohl empfehlen und ihm Beifall spenden. Matthias Hilbert hat alle wichtige Literatur über die zwölf Personen gelesen und gut verarbeitet. Sein Stil ist leicht verständlich und kurzweilig. Darum wünsche ich dem Buch viele Leser. Es ist ein Buch über Vorbilder, und die brauchen wir heute ganz nötig!

Hartmut Wahl



Rebecca McLaughlin:

Weihnachten – unglaublich?

Vier Fragen, die jeder an die unglaublichste Geschichte der Welt stellen sollte

Dillenburg (CV) 2022

Pb., 79 Seiten

ISBN 978-3-86353-556-8

€ 4,90

verzahnt sie mit anderen historischen Geschehnissen und erklärt ihre Bedeutung.

McLaughlin wuchs in Großbritannien auf und studierte englische Literatur und Theologie. Seit 2008 lebt sie in den USA und veröffentlicht in erster Linie zu apologetischen Themen.

Die Qualität dieses Buches liegt unter anderem in der Klarheit und Nüchternheit der Darstellung. Dass die Autorin wie in *Kreuzverhör* (vgl. Z & S 5/2022, S. 34) Begebenheiten und Vergleiche aus *Harry Potter* hinzuziehen muss, bleibt auch in diesen Zusammenhängen nicht nachvollziehbar. Und dass der christliche Glaube ethisch wie kulturell das diverseste Glaubenssystem sei, sagt wenig über dessen Qualität und Botschaft aus.

Alles in allem handelt es sich um ein lesenswertes Büchlein, das sich



wohl besonders an den kritischen, gebildeten Zeitgenossen richtet. Es macht deutlich, wo Sinn, Hoffnung und Freude zu finden sind.

Jochen Klein

www.denkendglauben.de

Daniel Facius /
Berthold Schwarz (Hrsg.):

#Go(o)d News 3

Vernünftig glauben

Dillenburg (CV) 2022
Pb., 132 Seiten
ISBN 978-3-86353-859-7
€ 5,90

Zu den Themen Glaube und Denken / Apologetik erscheinen immer wieder hilfreiche Bücher (auch auf Deutsch). Etwas vernachlässigt wird dabei m. E. ein Publikum, das nicht die Zeit oder auch nicht das Interesse hat, umfangreiche Bücher dazu zu lesen. Nun ist der dritte Band einer Reihe mit dem Titel *Go(o)d News* erschienen, der auf überschaubarem Raum zentrale Aspekte aus den oben genannten Bereichen zusammenfasst. Dies entspricht dem Konzept der Reihe: Im ersten Band geht es darum, dass die Heilige Schrift Gottes Wort ist, also u. a. um Vorurteile gegen die Bibel und um ihren Wert für den Einzelnen, die Gesellschaft und die Welt. Der zweite hat wesentlich zum Inhalt, wie die Bibel verstanden und ausgelegt werden sollte.

Im vorliegenden dritten Band sind u. a. folgende Themen zentral: Gibt es Wahrheit? Warum soll man der Bibel glauben? Was wissen wir über Jesus? Bringt Religion nicht nur Gewalt? Widerspricht die Wissenschaft dem Glauben? Ist das Christentum intolerant und diskriminierend? Wie passen Gott und Leid zusammen? Kann man ohne Gott gut sein? Sind Zorn und Hölle notwendig? Zwischendurch

sind neun Kurzbiografien bekannter Apologeten abgedruckt.

Im Vorwort wird betont: »Die in diesem Buch vorgestellten Verteidiger des christlichen Glaubens waren sich bewusst, dass die rein rationale Argumentation, mit der gegen ... Einwände vorgegangen wird, kaum zur Bekehrung eines Ungläubigen oder Atheisten führen wird. Dennoch hielten sie alle apologetische Arbeit für zentral«. Der Grund sei z. B., dass Apologetik als Wegbereiter für die Verkündigung des Evangeliums diene und ein Klima schaffe, in dem der Glaube an Gott wachsen könne und verständlich werde. Zu ergänzen ist noch, dass Christen durch Apologetik im Glauben gestärkt werden und gute Antworten auf kritische Thesen z. B. in Schule und Universität bekommen können.

Das Buch ist sehr gut gegliedert, übersichtlich gestaltet und die Sprache ist verständlich – auch wenn für dieses Thema selbstredend ein gewisses sprachliches und gedankliches Niveau vorausgesetzt wird. Es eignet sich sowohl für interessierte Jugendliche als auch für Fachleute, da auch diese noch den einen oder anderen neuen Impuls bekommen können. Zudem wird das Evangelium verständlich erklärt. Hilfreich wäre eine ausführlichere Literaturauswahl (inkl. Websites).

Insgesamt kann man Verlag, Herausgeber und Autoren für dieses Buch danken und ihm eine große Verbreitung wünschen.

Jochen Klein

www.denkendglauben.de



Ein Leben nach der Geburt?

Es geschah, dass in einem Schoß Zwillingen empfangen wurden. Die Wochen vergingen, und die Knaben wuchsen heran. In dem Maß, in dem ihr Bewusstsein wuchs, stieg die Freude: »Sag, ist es nicht großartig, dass wir empfangen wurden? Ist es nicht wunderbar, dass wir leben?«

Die Zwillinge begannen, ihre Welt zu entdecken. Als sie die Schnur fanden, die sie mit ihrer Mutter verband und ihnen Nahrung gab, sangen sie vor Freude: »Wie groß ist die Liebe unserer Mutter, dass sie ihr eigenes Leben mit uns teilt!«

Als aber die Wochen vergingen und zu Monaten wurden, merkten sie plötzlich, wie sehr sie sich verändert hatten.

»Was soll das heißen?«, fragte der eine.

»Das heißt«, antwortete der andere, »dass unser Aufenthalt in dieser Welt bald seinem Ende zugeht.«

»Aber ich will gar nicht gehen«, erwiderte der eine. »Ich möchte für immer hier bleiben.«

»Wir haben keine andere Wahl«, entgegnete der andere. »Aber vielleicht gibt es ja ein Leben nach der Geburt!«

»Wie könnte das sein?«, fragte zweifelnd der Erste.

»Wir werden unsere Lebensschnur verlieren, und wie

sollten wir ohne sie leben können? Und außerdem haben andere vor uns diesen Schoß verlassen und niemand von ihnen ist zurückgekommen und hat uns gesagt, dass es ein Leben nach der Geburt gibt. Nein, die Geburt ist das Ende!«

So fiel der eine von ihnen in tiefen Kummer und sagte: »Wenn die Empfängnis mit der Geburt endet, welchen Sinn hat dann das Leben im Schoß? Es ist sinnlos. Womöglich gibt es gar keine Mutter hinter allem!«

»Aber sie muss doch existieren«, protestierte der andere. »Wie sollten wir sonst hierhergekommen sein? Und wie könnten wir am Leben bleiben?«

»Hast du unsere Mutter je gesehen?«, fragte der eine. »Wahrscheinlich lebt sie nur in unserer Vorstellung. Wir haben sie erdacht, weil wir dadurch unser Leben besser verstehen können.«

Und so waren die letzten Tage im Schoß der Mutter gefüllt mit vielen Fragen und großer Angst.

Schließlich kam der Moment der Geburt. Als die Zwillinge ihre Welt verlassen hatten, öffneten sie ihre Augen. Sie schrien. Was sie sahen, übertraf ihre kühnsten Träume.

Autor unbekannt